
HD WIDENER
HW PA1Q P

Rosenkranz

eines

Katholiken.

Von

Heinrich

H. Koenig.

Frankfurt am Main,
Gedruckt und verlegt bei J. D. Sauerländer.

1829.

Weihespruch.

Freunde, flieht die dunkle Kammer,
wo man euch das Licht verzwickt,
und mit kümmerlichem Jammer
sich verschrobnen Bildern bückt.
Abergläubische Verehrer
gab's die Jahre her genug,
in den Köpfen eurer Lehrer
laßt Gespenst und Wahn und Trug.

Goethe.

Der Rosenkranz,

an dessen Betrachtung ich meine Vorrede abbeten will, ist bekanntlich eine Schnur von abwechselnd kleinern und dickern Kugeln, an denen die Unmündigen der römischen Kirche eine gemeßne Anzahl Ave Maria und Pater noster betend abzählen. Dieses fromme Spielzeug ist aus den asiatischen Religionen, und zwar, wie man annimmt, durch den heiligen Dominikus, seit dem dreizehnten Jahrhundert in der römischen Kirche eingeführt; aber auch die Türken beten in ihrer gedankenlosen Ruhe an solchen Schnüren, ja der Sultan selbst führet neben dem kirchlichen Rosenkranze noch jenen gewaltigen politischen, der an rother Seidenschnur — Pascha-Köpfe als Rosenkranzkörner hält. —

In allen Bedeutungen, die dem eigentlichen Rosenkranze gegeben werden können, mag der freundliche Leser auch den uneigentlichen hinnehmen, den er eben, wenn auch vielleicht nicht zu großer Erbauung, in den Händen hält.

Nicht aus allen Herzen quillt die Andacht wie ein Felsbrönnlein, oder springt gar in einem mächtigen Strahle gen Himmel. In vielen Herzen muß sie aus der Tiefe spärlich, ungeläutert und unheilsam mit Eimern gezogen werden, und dazu dienet der Rosenkranz als — Ziehkette.

Der wohlgesinnte Leser, der sich nun einmal dazu verstanden hat, an der Kette dieser kleinen Aufsätze zu ziehen, mag wohl selber, wenn er bis auf den Grund, das heißt bis zum Ende des Büchleins gekommen ist, am besten prüfen, was er aus der Tiefe der religiösen Betrachtungen, die hier vermuthlich nicht gar tief gehen, heraufgewunden hat, und ob es seinem Durste zusagt, oder ob er es gleichgiltig, vielleicht gar zürnend, wieder weggießen muß.

Klar und unschädlich werden es wohl Gesunde finden; aber mehr als — Wasser verspreche ich nicht, und ein Körnchen Salz darin würde nur den Geschmack beleben. —

Der Rosenkranz ist die Hellersteuer der Geistesarmen zu dem großen Schatz der Verdienste, den der römische Papst mit dem Petrusschlüssel, den er führt, verwahrt, und als Filialkassirer des Himmels hienieden verwaltet.

In diesen Tagen, wo ein unerwarteter Kampf um die wohlerworbenen Güter der Wahrheit und gegen die Mündigkeit des geistigen und religiösen Lebens erhoben worden ist, darf sich auch der Arme nicht entziehen, seine — Kriegssteuer beizutragen. — Zu andrer Zeit würde ich mich gern auf die Liste der Dürftigen haben eintragen lassen, von denen zum öffentlichen Schatze der Wissenschaft keine laufende Steuer verlangt werden kann. Da werden mit Recht nur die Reichen, und zwar mit hohen Steuersimplen angesetzt; dermal aber müssen auch die Simpel an Geiste nach

Kräften zusammen schießen. Wohl bin ich kein Theolog, und man kann mir in der Versammlung der Schriftgelehrten Schweigen gebieten; aber es giebt Anmaßungen im Leben, gegen die sich nicht allein eine gelehrte Widerlegung, sondern auch ein allgemeiner Unwillen erheben muß, und zu diesem sey denn hiermit auch meine Stimme gebracht.

Spitzfindigkeiten spitzfindig zu bestreiten oder zu kitzeln, kann unser Stolz nicht mehr seyn: das Jahrhundert hat die Hände voll und Besseres zu thun. Ihm ist es ein Gewinn, die große Liquidation der Rückstände aus dem Mittelalter täglich, wenn auch um unscheinliche Posten, zu erleichtern. Dazu dient denn aber, daß man Albernheiten nicht lange prüfe, sondern das Gefühl der Menge bilde, solche schnell zu verwerfen. Es erweitert das Geschäft des Lebens und des Heils, hinderliches Geräth zu beseitigen. — Darum bin ich unbedenklich und unverzagt gewesen, was mir Ungelehrten bei unbefangener Betrachtung kirchlicher Dinge eingefallen ist, wenn auch als bloßen Einfall,

und zwar mit Spott oder Spaß, auszusprechen. Ohne Zweifel sind die meisten Ansichten längst da gewesen: was ist nicht Alles in jahrhundertlangen Kämpfen zum Vorschein gekommen? Was indeß mir, bei Unbekanntschaft mit dem Kirchengeschichtlichen, für einen eignen Einfall gilt, wird wohl auch noch gar manchem Abnehmer als etwas Unbekanntes überkommen. Und möglich auch, daß gerade die Ansichten, die ein Ungelehrter von kirchlichen Dingen mit einfacher Vernunft faßt, um so eindringlicher erscheinen, und selbst dem Gelehrten zu bedenken geben, oder ihn doch wenigstens bedenklich machen. Den Theologen aber ist in religiösen Dingen eben nicht am meisten zu vertrauen. Die wenigsten können, und die katholischen dürfen gar nicht einmal ihre Hände vom Sauerteige der Kirchenvorurtheile reinigen, mit welchem sie jede neue Ansicht und lautre Lebenswahrheit gleich wieder in jene alte Gährung bringen, aus der uns nun schon über ein Jahrtausend das leicht schimmelnde Brot der Glaubenswahrheiten gebacken wird.

Mit Spott — sagte ich, und es soll mir hoffentlich nicht zum Vorwurfe gereichen. So viel Gefühl traue ich mir zu, daß mich vor wahrhaft Heiligem kein Spott anwandle. — Möchte ich ein Engländer seyn, um darauf zu wetten, daß jeder Spott, jeder Dorn in diesem Rosenkranz eine wirklich faule Stelle getroffen hat. Aber gerade darum wird mich freilich die Priesterschaft als einen Ruchlosen, als einen Spötter bezeichnen: ich kenne ein wenig ihre Weise und Wendungen. Nur mit einer frommen Wendung kommt mir nicht, ihr ehrwürdigen Herrn! Und wenn ihr achselzuckend mich zu den ungerathnen Söhnen der Kirche zählt: hier lege ich meine Hand auf die Brust, und sage euch, offnen Blickes, wenn ihr mich ansehen wollt, daß ich mich wenigstens nicht aus verlegnem Gewissen von den Dingen abwende, die ihr für das allein Heilige und Heilbringende ausruft und ausgebt. Ich weiß, was heilig ist, und es ist mir die höchste Angelegenheit des Lebens. Aber wie denn eben in den höchsten Anliegen die Gewohnheit am

ehesten Fuß und Macht gewinnt, so bringt sie es endlich dahin, daß man das Heilige von seinen Zuthaten und Einfassungen zu unterscheiden verlernt, ja, sich eben an diese festklammert, wenn man jenes sucht. Geht es nicht mit dem Heiligen, wie mit alten Handschriften, die von Liebhabern gesammelt werden? Vom Text ist die Rede nicht, — den haben wir in immer neuen und correcteren, schönern Abdrücken: was ist aber das unleserliche Geschreibsel um die vergilbten Ränder, was sind die Schmutzflecken nicht werth, unter denen der Text selber vergriffen und unkenntlich geworden ist? Ehrwürdige Spuren einer längst vergangnen Zeit, der ja eine heiligmachende Kraft eigen ist! —

Und wenn ich hier nun der Frage nicht ausweichen kann, die man in jüngsten Tagen vielfach angeregt hat, was nämlich Katholiken, die mit dem Romanismus ihrer Kirche nicht einverstanden seyen, öffentlich zu thun haben möchten, um dem Charakter eines offenen, freimü-

thigen Mannes zu genügen: so muß ich bekennen, daß ich diese Frage noch nicht einmal für mich selber, vielweniger für andre zu beantworten vermag. — Wo ist die reine Lehre Christi, die sich katholisch und protestantisch zugleich erweisen wird, wirklich eingepfarrt? — Ist der echte Protestantismus in der protestantischen Kirche in der That zu finden? — Und wenn nun Einer voraus sähe, daß ihn gerade der Geist freier Forschung, dessen sich diese Kirche rühmt, über ihre Formen hinaus und vielleicht zur Entbehrlichkeit aller kirchlichen Form, wenigstens für ihn, führen würde, müßte auch dieser zur protestantischen Kirche dennoch übertreten? Und nach allen diesen, und noch mehren Fragen — wer hat Vorrecht, der Stolz männlicher Freimüthigkeit, oder die Pietät gegen Angehörige, in deren Beruhigung und Vertrauen oft unser eignes Glück wurzelt? Wann fodert die Ehre offnen Uebertritt, und wann das Gewissen ein Verschweigen des Glaubensbekenntnisses?

Eines scheint unter Umständen zu genü-

gen, aber auch *pflichtmäßig* zu seyn, — sich nämlich gegen die frische Aussaat und Wiederbelebung aufgegangner oder absterbender Irrthümer und Albernheiten, gegen geheiligte Frevel und wider jede himmelwärtsschielende Erdanmaßung zu erklären. Und darum habe ich meinen Rosenkranz laut und vor aller Welt beten wollen. —

Im Weitern ist der kirchliche Rosenkranz das *Schaukelseil* der Andacht, auf welchem das *Kind* nicht aus eigner Kraft, sondern durch fremden Stoß bald vorwärts, bald rückwärts gen Himmel zu fliegen glaubt, und sich wunderbar und entzückend, leider! aber irdisch genug, nur in der Gegend der Herzgrube, und von *Erdenluft* angeweht und ergriffen fühlt, so daß es gar bald wieder und eben nicht erquickt, sondern schwindlich und verdöst, auf altem Boden stehen und athmen muß.

Wie hoch mich diese meine Schaukel trage, wird der Leser am besten selbst beurtheilen

können. Auch ist es keine Schaukel für Alle und Jeden, sondern die nur aufmunternd zeige, wie man nicht durch fremden Stoß, sondern durch eigne Erhebung nach Oben zu gelangen versuchen kann. —

Freilich wäre zu wünschen, daß der Rosenkranz eine Strickleiter seyn könnte, die uns gerade empor, und über das Zweifelhafte hinaus trüge. So lang uns aber der feste Punkt fehlt, an dem wir solche Strickleiter anhäkelten, müssen wir uns mit Schaukeln begnügen, die an irdische Gegenstände befestigt, uns nach jedem Aufschwung wieder auf die Erde zurück bringen. Nur was uns in der Erhebung anweht, darf uns nicht kitzeln, sondern nur die Augen erfrischen, und die Schläfe kühlen. So Vieles im römischen Kultus ist bloß den Sinnen zu schmeicheln, die Einbildung zu erhitzen gemacht. In den Dünsten der Phantasie brechen sich dann die durchfallenden Strahlen der Wahrheit, und bilden Farbenspiele und glänzende Erscheinungen, die uns bethören, und mit

heiligem Dünkel über unsere Mangelhaftigkeit beruhigen.

Ich möchte ferner die Rosenkränze — wenn mir das Bild erlaubt wäre, und der Vergleich nicht widerlich gefunden würde, — Kinderwürmer der Andacht nennen, die in krankhaft ausgesonderten Säften als eine Afterbildung des bewegenden, schöpferischen Lebens entstehen. Und erkennt man nicht die mit Würmern, wie die mit Rosenkränzen behafteten Kinder daran, daß sie den Hals drehen und die Augen verwenden?

Gar mannichfach, nach den verschiednen Thieren, in denen sie entstehen, sind die Eingeweidwürmer, und der — Siebenschläfer hat darum auch seine eigne Art, ophiostoma cristatum genannt.

Wer hat nicht von der Drehkrankheit der Schafe reden hören, in welcher die armen Thiere beständig mit dem Kopf in die Höhe springen? Daran soll der Blasenwurm (polycephalus cerebralis) Schuld seyn, der gar oft im Hirn der Schafe vorkommt.

Und ich soll die Kirchenschafe, die statt fröhlich auf grünem Anger des Lebens zu weiden, andächtige Sprünge nach dem Himmel thun, für frisch und gesund halten? Wer kennt nicht den Blasenwurm, der ihnen im Kopfe grübelt?

Beklage dich nicht, empfindsamer Leser, daß du auch in dieser widerlichen Bedeutung meinen Rosenkranz zur Hand nehmen sollst: sey froh, wenn dir die kirchlichen Wurmkrankheiten erspart worden sind, und du dich auch jetzt gesund zu erhalten weißt, da man wieder die alten übergrasten Lachen des Romanismus aufrührt, und die versunkne Fäulniß zu neuem Moder ausbreitet, den der stürmische Ueberalpenwind weit umher in die lebensfröhlichen Länder verbreitet.

Mir ward es nicht so beschieden! Oder meinst du, ich hätte nicht meine Blasenwurmsprünge der Andacht gethan, wie Einer? — Und auch diesen Rosenkranz magst du als ein glücklich abgelegtes Fieber betrachten, das von jener Fäulniß herrührend, zuletzt einer homöo-

pathischen Kur und einem Pülverchen von der Bulle: „Sollicitudo omnium“ weichen mußte. *)

Um aber den Vorwurf von mir abzuwenden, als ob ich lauter gemeine, ja niedrige Vergleiche für den ehrwürdigen Rosenkranz ergattert hätte: so will ich nun auch noch ein erhabneres Bild desselben aufstellen. —

Der Rosenkranz ist das Abbild der Welt, die sich mit ihren Sonnen- und Planetenkörnern um einen unbekannten Mittelpunkt bewegt. Also rollen die größern und kleinern Kugeln des Rosenkranzes hinab, von dem unsichtbaren Glauben getragen und bestrahlt; doch welche Gefühle, welche Gedanken des Betenden sie begleiten, wissen wir nicht. Und wenn wir uns die Gottheit im Begriff der Vorsehung denken: so bilden die ungezählten Weltkörper, die am goldenen Faden des Lichtes dahin rol-

---

*) Bekanntlich die Bulle vom 7. Aug. 1814, durch welche die Jesuiten wieder eingeführt worden sind. —

len, den Rosenkranz, welchen in metten- und vesperloser Ewigkeit der Unerforschliche betet. Aber Schaffen ist sein Gebet. Und so sind die unzählig leblosen und lebenden Geschöpfe, die wunderlichen und wunderbaren Gestalten unserer Erde nur die Gefühle und Gedanken der Gottheit, unter denen sie dieses kleine Korn ihres unermeßlichen Rosenkranzes abstreift. Und auch wir Menschengestalten gehören dazu, und wir erkennen es, und jauchzen zur betenden Gottheit auf: Vater unser!

Das Ave Maria-Korn meines Herzens, das Paternoster-Korn meines Hauptes habe ich hier abgestreift; aber ich würde meinen nichtigen Rosenkranz vernichten, dürfte nicht ein Jeder beten, so gut er es vermag.

Wenn ich nun noch der Form meines Rosenkranzes gedenken muß: so bleibt mir zu beklagen, daß ich der Mann nicht bin, der dem wohlgeachteten Leser einen Rosenkranz von Perlen und zwar von den echtesten überreichen könnte. Solches wäre doch ein königliches

Osterngeschenk gewesen. Ich vermag aber so viel nicht. Und doch möchte ich auch wieder, da hier von *poetischen* Perlen die Rede ist, dem Leser um Alles keine — *vom reinsten Wasser* gegeben haben. Denn versuchen wollte ich wenigstens doch, zwischen die gemeinen Rosenkranzkörner hier und da einzelne Perlen poetischer Bilder anzureihen, die jedoch freilich nur in der *einen* Bedeutung für rare Perlen gelten mögen, daß sie nämlich nicht gar häufig vorkommen, und noch seltner, wenigstens von römisch-katholischen Perlenkennern, für echt anerkannt werden dürften.

Man kann viel an Rosenkränze verwenden, und so hat man denn auch solche, die zwischen den Händen gerieben, einen Wohlgeruch geben. Ein schönes Sinnbild der himmlischen Gnade, die durch fleißiges Beten will errungen seyn.

Ich selber konnte nicht alle Körner meines Rosenkranzes aus wohlriechendem Holze schneiden; doch wünsche ich, daß diejenigen Körner

nicht ungerieben bleiben möchten, die dem Leser eine gute Empfindung zu erwecken angeschnürt worden sind. Andre Körner sind absichtlich nicht des Wohlgeruches wegen da, sondern haben eine geheime heilende Kraft, wenn sie sonst nur auf die rechte Weise abgestreift, oder mit dem kranken Zustand in rechte Berührung gebracht werden. So sind sie, um nur Eines zu erwähnen, zum Abtreiben des Andachtblasenwurms specifisch. Die meisten Körner sind aber vielleicht von jenem Holze, das sich gerne schält, so daß dieselben gar bald abfallen werden.

Ihr aber, ferne oder nahe Freunde, die ihr meiner Unklugheit zürnend ausruft: Thor, was behängst du dich doch mit Dingen, die deines Amtes nicht sind, und eine große Partei daheim und auswärts wider dich aufbringen? Laßt mich gewähren, und immer der Meinung seyn, daß Klugheit eben nicht das Preiswürdigste im Leben, ja nur in den wenigsten Fällen rühmlich ist. O es gibt jetzt eine große Partei, die uns, wenn wir zu aufgeklärt sind, mit ihr

zu handeln, wenigstens von Herzen Klugheit genug wünschet, daß wir schweigen. Wer hat denn aber heute mehr Recht, die so unklug seyn wollen, das Empörendste zu begehen oder die dawider leider! nur sprechen können?

Ja, und wenn ich denn auch nur, nachdem ich in nahen und nächsten Kreisen Geduld, Nachsicht, Entsagung, früh zu lernen und fortwährend zu üben gehabt habe, hier die eine Stelle suche, wo es nicht unrecht und unziemlich ist, einen Unwillen, einen Groll laut werden zu lassen: so habe ich daran schon Anlaß genug. Laßt mich daher immerhin den Unmuth los werden, der mich verhindert, ruhig und heiter dem obzuliegen, was mir vielleicht mehr eignete, und den Freunden angenehmer wäre.

Ich weiß was ich auf gewissen Verlust von Wohlwollen und auf unsichern Gewinn etwaiger neuen Freunde wage: aber auf solche Lotterie habe ich auch nicht gerechnet; mir galt es um die für gerecht erkannte Sache und um die heilige Angelegenheit des stürmischen Apriltages.

Und so empfehle ich mich denen, die mich um dasjenige, was ich gewollt und gewagt, nicht hassen mögen oder müssen, nur mit der einen Bitte in den Worten des persischen Dichters Dschami:

Wenn meinem Rohr ein Fehlbuchstab entquoll,
worüber ich einst Rede stehen soll,
zeuch drüber hin der Gnade Tilgungsstrich,
und wirf nicht wie das Rohr in Unruh mich!

Katholizismus.

Katholische, d. h. Allgemeinkirche, — welch' ein begeisternder Gedanke! Die Träume der Weisen scheinen verwirklicht, die Deutungen der Seher erfüllt, die Seufzer der Frommen erhört zu seyn. Aber jene Träume, jene Deutungen und Seufzer sind dem Katholizismus nicht voraus gegangen, sie haben ihn nicht herbei gerufen. Denn die heidnischen Völker kannten nur die Sonderung von Nationalgottheiten und Religionsgebräuchen. Es war die höchste Gunst für ein erobertes Land, wenn der Römer die Götter desselben unter seine Nationalgottheiten aufnahm, und diese selbst ließen sich eine solche Aufnahme gefallen: man weiß nicht, nach welchem Sportel-Tarif die ältern und jüngern Mitglieder des Göttersitzes sich in die Opfer

der Menschen theilten. Sodann war aber auch die mosaische Religion nicht minder für ein geschloßnes Land und ein besonderes Volk, ja um dieses eben noch mehr zu sondern, berechnet. Die Trümmer des Mosaismus halten nach Jahrtausenden noch unter den fremdesten Himmelsstrichen und rauhesten Stürmen aus.

Erst die Christuslehre brachte die erhabene Idee einer allgemeinen Kirche in's Leben; aber nicht wie die meisten großen Ideen geboren werden, als ein Jungfernkind der Sehnsucht, oder als ein Bettelkind der Noth, sondern als ein echtgebornes Fürstenkind der thronbesteigenden Wirklichkeit: die Idee kam nach der Sache. Die Christuslehre zündete keine Brandopfer eines auserkornen Volkes, nicht die Kerzen in den Mysterien der Eingeweihten an; sondern sie führte eine Sonne über die langen Schatten des Morgengebirgs herauf, und goß, was in der That alle Länder und Völker befreien, beruhigen und beglücken konnte, über die ganze Erde aus. So kam ihr mit Recht der Name der katholischen, der allgemei-

nen, zu. Darum zählen wir auch in diesem Betracht mit allem Fuge nach der Geburt Christi den Lauf einer neuen Welt. Und wenn in der alten jedes einzelne Volk nur nach seinem eignen Mittelpunkte gewendet war, und selbst eine welterobernde Nation höchstens den Umkreis eines fremden, barbarisch genannten Volkes durch ihren eignen Mittelpunkt zog: so ist in der neuen Welt auch dem abgeschlossensten Menschenstamme wenigstens doch in der Religion die Richtung nach dem Umkreis der gesammten Menschheit gegeben oder dargeboten.

So ist der Katholizismus in die Welt gekommen. — Aber wo öffnen sich die Flügelthore zu seinem Tempel, wenn sie nicht etwa in den Angeln der beiden Erdpole hängen? —

Dermal führt die römische Kirche diese rühmliche Firma, unter der einst ein Welthandel eröffnet wurde, noch fort; wiewohl sie in der falschen Richtung ihres Berufs durch Wechselgeschäfte für das Jenseits, und durch Anleihen für irdische Macht und Herrlichkeit mittelst

tollkühner Papiergeschäfte des Ablasses endlich im sechzehnten Jahrhundert jenes große Falliment erlitten hat, seit welchem sich ihr Credit nicht ganz mehr herzustellen vermochte. Auch durch Pius VII. nicht, der in einer kühnen Opposition gegen den Weltbestürmer ein katholisches — weltgeschichtliches — Interesse, jedoch nur für seine Person gewann. — Nachher und besonders in jüngster Zeit hat die römische Kirche, vielleicht mit Absicht auf die heutige Liebhaberei an Alterthümern, unter der genannten guten Firma einen Antiquitäten- und Mumien-Händel zu gründen versucht, und will uns von jenen Heiligen, deren Gebeine sie früher in die Welt gestreut, nunmehr die lebendigen Abdrücke — an Jesuiten und Apostolischen zuführen. —

So wäre denn der erhabene Katholizismus, den der göttliche Meister gestiftet hat, durchaus nicht mehr vorhanden?

Wohl ist er es noch. Der Kern des Lebens mit seiner irdisch-nährenden Milch, mit seinem himmlisch-entzündbaren Oele, ohne Hülle der

Menschheit dargeboten, ist noch unvergänglich vorhanden; aber die römische Kirche hat ihn vornweg in Beschlag genommen, und mit einer Steinschale der Auslegung nebst einer Fleischhülle der Sinnlichkeit doppelt umfaßt. Die Edelsten aller Jahrhunderte haben sich meist vergebens daran abgemüht, um der unmündigen Menschheit die versteckte Frucht des Lebens wieder zuzuwenden. Viele dieser Edeln haben ihr Leben dabei gelassen; ganz gewonnen hat Keiner den Kern, und das Wiedererbeutete ist unter Haß und Hader verdorben, oder doch nicht zu reinem und vollem Genuß gekommen.

Wenn wir nun den Gang der Entwicklung, den die römische Kirche an der Hand der schleichenden Jahrhunderte genommen hat, und die von ihr aufgeweckten Widersprüche und Widerspiele der Menschengeschlechter betrachten: so wird uns der Name — Katholisch, den die römische Kirche behalten und fortgeführt hat, als eine grausenhafte Ironie vorkommen; und der Spott der Weltgeschichte über die Allge-

meinkirche, der in den Hallen der getrennten christlichen Kirchen und in den losgerißnen Herzen der aufgeklärten Menschheit widerhallet, ruft eine große Schuld hervor, wegen deren die Zukunft den Vatikan zur strengen Rechenschaft ziehen wird. Ich meine nicht die Schuld der traurigen Sehnsucht der Menschheit nach jenem vergrabenen Kern des Lebens, — der jahrhundertelangen Verkümmerung des Vermächtnisses ihres großen Meisters, nicht die Schuld des blutigen und brandigen Untergangs der Fürsprecher und Verfechter der Menschheit, nicht die große Rechnung alles dessen, was man rechtlich unter verlornem Gewinn und offenbarem Schaden begreift: — dieß Alles gehört doch immer nur zur Folgeschuld; aber ich rede hier nur von der Grundschuld jenes ersten und allmähligen Verderbnisses einer Lehre, die in ihrer Reinheit für alle Welt gegeben, äußerlich so entstellt und beengt worden ist, daß sich die Besten aller Jahrhunderte von der Mutterkirche losgerissen haben, und die wachsende Menschheit sich von ihr trennen muß.

Freilich bezeichnet die römische Kirche jene rüstigen Söhne, die ich eben die Besten der Jahrhunderte nannte, mit dem verächtlichen Namen **Ketzer**: wollen wir aber so unbillig seyn, von ihr zu verlangen, daß sie selbst die widrigen Mähler eingestehen soll, vor welchen ihre hellsichtigen, entschloßneren Kinder sich von der Mutterbrust abgewendet haben? Blicken wir in der Geschichte zurück auf die Hervorragendsten unter diesen abtrünnigen Söhnen der römischen Kirche, und betrachten mit Gefühl und Nachdenken den Wandel, das Wollen und Wirken derselben: so werden wir Männer an ihnen finden, die ihr Haupt hoch empor über die Dämmerung ihrer Zeit im Morgenscheine der Zukunft, — und ihr Herz tief unter der kahlen, steinigen Höhe der Selbsucht ihrer Zeit, voll Gefühl für die Wunden ihres Geschlechtes trugen; Männer von goldnem Character und eisernem Willen, denen die lockenden Güter der Erde, um welche die Mutterkirche ihre blutigen Marksteine setzte, feil für etwas Höheres waren, nämlich für jene Erbschaft, zu der die

Mutter berufen war, und rufen sollte, und die nun ihren verschmähtesten Söhnen allein zufiel; Männer endlich, die wir schon um deßwillen verehren müssen, weil sie in dem Gewande auftraten, in welchem die Vorsehung ihren erstgebornen besten Sohn, Jesus Christus, unter die Pharisäer gesandt hatte, von diesen ein Ketzer genannt, und als solcher gekreuzigt.

Was aber die Ketzer angefangen, bleibt der fortschreitenden Menschheit zu vollenden übrig. Waren jene doch nur die Leuchtkugeln, die der pilgernden Menschheit in der Nacht Weg und Wendung nach ihrem Ziel vorauszeigten. Immer mehr kommt unsere Richtung, — wenn wir nicht blind sind, es wahr zu nehmen, — vom Katholizismus ab, der immer mehr zu einer erstaunlichen Pyramide versteint, und schon vom Anflug der Wüste umstöbert wird. Oder kann denn wirklich ein edler Geist Glück und Genüge in der römischen oder päpstlichen Kirche finden, — voll veralteten Wustes in Vorschrift und Gebräuchen, voll Sklaverei für den Geist, voll Peinlichkeit für das Herz, wie wir die Lehre

wieder finden, die ursprünglich für das Kind und den Mann, für Herz und Geist, für den Knecht und den Herrscher, den Andächtigen und Forscher gegeben war? So ist der lauterste Bergquell, der sich unmittelbar aus dem Thau der Wolken gesammelt, den die reine, beglückende Hand eines erhabenen Meisters aufgeschlossen hat, in den engen, ummauerten und dem Sonnenlicht entzognen Hofraum einer herrschsüchtigen Priesterschaft geleitet, vermischt und verderbt worden.

Man hat mir als Kind, wenn ich mein Kleid zu schonen vergaß, eine gar anmuthige Sage zur Nacheiferung vorerzählt: wie nämlich das Christuskind ein von den zarten Händen seiner Mutter Maria gewirktes, einfaches Röckchen täglich und täglich angezogen habe; wie das Gewand aber mit dem Kinde selbst gewachsen, und vom Knaben und Jüngling Jesus, ja sogar noch von ihm als Heiland der Welt getragen worden sey. —

Möchte doch das bunte und reichverbrämte Gewand des Katholizismus von so segens-

reichen Händen gewirkt worden seyn! Aber der Jugend der Menschheit angemessen, wächst es mit der Mannbarkeit nicht fort; schon strecken sich die freien Hände weit aus den Aermeln dem geschäftigen Leben zu, über der Brust schließt es nicht mehr, und der Verzagteste mag es nur noch — am Rücken tragen.

Wenn ich die Entwicklung des römischen Katholizismus betrachte, drängt sich mir ein gewiß so wahrer, als vielleicht wunderlicher Gedanke auf, — daß nämlich jenes erhabne Witzwort des Heilandes: „Du bist Petrus (Felsner), und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen“ — im Laufe der Zeit eine leider! nur zu wörtliche Bedeutung genommen hat. Denn wohnet nicht, wie es sonst Königen gegeben war, mit einfacher Berührung der Hand Kröpfe zu heilen, immer noch die eigenthümliche Kraft bei den Nachfolgern des Petrus, — Alles was sie berühren und bilden, zu petrificiren?

Diese versteinernde Kraft scheint ein Petrus-Erbtheil des Petrusstuhls geworden zu seyn:

die ganze römische Kirche steht als ein erhabenes Petrefact (Versteinerung) da.

Und fragt denn Einer, wodurch diese petrificirende Kraft wirke?

Zuverläßig durch jene berühmte Consequenz, die oft genug, selbst von Nicht-Römlingen, bewundert worden ist, und auf welche sich die Römlinge selbst das Meiste zu gut thun. Aber nicht wie die Entwicklung der Menschheit aus einem gewaltigen Stamme in die freiesten Aeste, Zweige und Zweiglein sich verbreitet, ist diese Consequenz zu einem Riesenbaum erfreuend, schattend, fruchtend, sondern zu einem trotzigen Felsen erwachsen. Diese Consequenz ist kein Leben, sondern ein seelenloser Mechanismus. Was aus einem Spruche der Schrift, aus einem Satze der Ueberlieferung gewachsen zu seyn scheint, ist nur kunstreich angefugt, oder aus dem Felsen gemeiselt. Daher mag es die Kirche für consequent ausgeben, und die vom Heiland gebotne Feindesliebe die Scheiterhaufen der Inquisition anblase, — daß die Anbetung Gottes

im Geiste und in der Wahrheit sich in prunkvolle Wallfahrten verlaufe, und die reisenden Apostel sich in schleichende Jesuiten verwandeln.

Im organischen Reiche der Natur, dieser unverderblichen Offenbarung Gottes, finden wir in solchem Sinne keine Consequenz, sondern Wesen mit kämpfenden, immer verjüngten Kräften, jedes einzelne für sich allein wahr, nothwendig an seinem individuellen Platze, und aus einer unendlichen Freiheit geboren. Selbst die lange Reihe der Zeugungen ist nichts weniger, als eine consequente Ausschachtelung, sondern eine fortwährende Erneuerung des ursprünglichen Wesens, und dem zufällig Verkrüppelten ist keine Lebensdauer versichert, ist die Fortpflanzung versagt. Die Gesetze der Geisterwelt sind keine andre, und es gibt nirgends, als in der römischen Consequenz, eine Linie, an deren Anfang sich die Wahrheit setzte, und fortgebährend an ihres Stammes Ende den Unsinn als rechtmäßigen Enkel stellte. Daher sucht auch nur die römische Consequenz einen Ruhm darin, von ihren Ver-

steinerungen durchaus nichts zu bereuen und das Mindeste nicht aufzugeben; während das Leben sich nicht schämt, auszuscheiden, abzusetzen, sich zu erneuern. — Geschöpfe und Gedanken sind Kinder des Ewigen, aber im Schoße der Pilgerin Minute gezeugt. Die römische Kirche dagegen hält alles Angenommene fest, und verfelset es; sie gibt nichts auf, sie läßt nichts ab: denn selbst der Ablaß ist zu Einnahmen gemacht worden.

Es läßt sich die Consequenz des Katholizismus als dessen Richtung in die Länge bezeichnen; derselbe hat aber auch seine Breite und seine Tiefe.

Im Mittelalter umfaßte die Kirche bekanntlich Kunst, Wissenschaft und Leben. Nicht allein, daß ihr die Künste dienten, sie nahmen auch fast alles Material und ihren ganzen Charakter von ihr an. — Die Wissenschaft erwachte vom Lichtreiz der Andacht, und entwickelte in Untersuchungen über Gegenstände der Religion und Kirche ihre höchste Blüthe. — Das Leben aber sollte ein immerwährender

Gottesdienst seyn; jeder Stand sah sich als ein von Gott eingesetztes Glied des himmlischen Reiches auf Erden an. Sakramente waren die Gelenke, — Kirchen die Herzkammern des Lebens, in denen sich alles Blut der frischen, fröhlichen Menschheit sammelte, mischte, und — von den Athemzügen der Andacht erwärmt und geröthet, — sich durch alle Glieder belebend ergoß.

Dieß war der Geist des Jahrhunderts. Aber die Kirche hat nicht Ursache, sich deshalb zu überheben: sie hat nicht diesen Geist geschaffen, sondern der Geist sie. Denn ist sie etwa von Christus oder den Aposteln so angeordnet, — ist sie in den frühesten Jahrhunderten so ausgebildet worden? Sie ist ein Gebäude, ein Gedicht des Mittetalters, — die Hauptkunst des Jahrhunderts, um welche sich die übrigen Künste, wie die Thürmchen um den Hauptthurm, versammelten. Einmal ist jedes Menschengeschlecht dichterisch, es mag nach Colchis ziehen, um das goldne Vließ zu holen, oder nach Jerusalem, um das heilige Grab zu

erobern. Daß die Jugend der germanischen Geschlechter gerade der weltgemeß'nen Christuslehre begegnete, entschied für den Gegenstand des neuen Weltgedichtes. Und da dieses große Epos am tiefsten das Gemüth des damaligen Europa zu ergreifen geeignet war: so mußte jeder andre Gegenstand des Lebens sich zu einer Episode desselben unterordnen, wie jetzt das Jahrhundert dahin strebt, die Kirche zu einem bloßen Assecuranz-Comtoir seines verwickelten Weltverkehrs herunter zu bringen.

So konnte die Kirche damals keine andre, als eine katholische, eine allgemeine, seyn. Gerade in der Kirche fühlte sich das Jahrhundert; damals war ihre Wahrheit; es war die Wahrheit der Jugend, und durch die Jugend des Geschlechts war eben die Kirche lebendig.

Gilt denn aber was der Jüngling so traumherzig bildete, so sehnsüchtig hoffte, für alleinige Wahrheit auch seines werkthätigen Mannesalters? Wohl ihm, daß er die Seele hatte, so

zu fühlen und zu dichten! Wir hoffen, daß er in gleichem Grade Mann zu seyn die Kraft haben werde. Wenn er nun aber seine Jugend-Phantasien, weil sie ihn so glänzend und liebenswürdig kleideten, zu seinem Lebensgeschäft machen, und verwirklichen wollte? — Und wenn alle Kräfte, die sich im Frühling in die Pracht der Blüthen und Blätter zerstreuten, sich während des Sommers sammeln, und in der Frucht zusammen drängen, ist es nicht ein Gewinn? —

Dergestalt hatte wohl das Leben die Kirche breit gemacht, um selbst in ihr eine angemeßne Gestalt zu gewinnen; aber es suchte sich derselben so bald zu entziehen, als die Kirche das wachsende Leben zu verengen strebte. Gleicherweise sucht sich unser Gefühl aus der Tiefe zu flüchten, in der es irre geführt worden ist.

Eine wunderbare Sehnsucht hatte den Germanen aus seinen nordischen, finstern Wäldern nach einem heitern, fruchtbaren Reiche getrieben. Die Seele des wandernden Geschlechtes war voll von Bildern der Wandelbarkeit und des Vergänglichen. Eine fröhliche Welt der Schön-

heit und des Genusses sank in Trümmer unter dem Sturm und Andrang der Völker. Und aus den Ruinen rief die kindliche Stimme eines vom Himmel gestiegenen Geistes die Lehre von der Nichtigkeit des Irdischen und vom ewigen Leben. Die erste Hälfte dieser Lehre hatten die Wandernden erfahren, die andre suchten sie: so demüthigten sich die Gewaltigen vor dem Kreuz, und das Verlangen nach einer genußreichen Wohnstätte verwandelte sich in die Sehnsucht nach dem Himmel.

Mit dieser Sehnsucht, mit jener Ahnung der Gottheit in jeder Bewegung der sichtbaren Welt, die, ein Erbtheil oder eine Morgengabe des deutschen Gemüthes, dem Germanen schon in seinen Wäldern eigen war, bildete das Jahrhundert, voll germanischen Blutes und Sinnes, die Formen des Katholizismus aus. — Die Gottheit war aus der Verhüllung des Sinnlichen sichtbar hervor getreten, und nun waren alle Zeichen und Bilder der Erde heilig, bedeutungsvoll und verheißungsreich geworden; der Glaube hatte seine Stützen, jede Sehnsucht ihren Ge-

genstand und Ausdruck, jede Schuld ihre Sühne, jede Schwachheit ihre Gnade gefunden, und jedem Kampfe war eine Palme verheißen. Das äußere Leben der Wandernden war zur Ruhe gekommen; nun aber sollten sich die innern Zustände einer nie ruhenden Wandlung unterziehen. Da fanden sich hundert Sinnbilder in der lebendigen, gestaltenwechselnden Natur, die auf jene geistige Entwicklung hindeuteten, und so war das Wasser, die Flamme des Lichtes, Salz und Oel, Brot und Wein voll tiefer, heiliger Beziehungen.

Nicht die Lehre Christi und der Apostel hatte solche Formen alle überliefert; das tiefe Gemüth des poetischen Jahrhunderts hatte sie erfunden, — Gebilde der Sehnsucht und des Glaubens, der ja eben darin besteht, daß man, was dem innersten Herzen Bedürfniß ist, als wahr und wirklich annimmt und ausspricht. Ein Werk des Jahrhunderts, sage ich: denn die Kirche, die freilich für sich solche Formen zunächst gab, stand ja nicht außer dem Jahrhundert, sondern wurzelte, als die eigentliche Trägerin alles da-

maligen Geistes, am tiefsten in jener Zeit, und war eben deren Organ. Wie Vieles, was der Germane schon in seiner Mythologie mitbrachte, (sein Gott Baldor war ja ein Vorbild des Erlösers selber) ging in das Christenthum über, und wechselte nur Gewand und Namen? Wie manches Kirchenfest ist zum Eintausch einer altabgöttischen Feier eingesetzt worden?

Indeß hat auch früher schon und allerwärts der Mensch nach Zeichen gesucht, die das Göttliche seinen Sinnen, — seine Sehnsucht dem Himmel vermittelten. Er schwebt gern zwischen dem thauenden Himmel und der dampfenden Erde wie eine Schwalbe, die ihre Wohnung aus Koth am hohen Fensterbogen der Kirche anheftet. So liegt es in des Menschen Natur tief begründet, und sobald er seiner selbst inne wird, sucht er nach den verlornen Ehepakten, die zwischen Seele und Leib geschlossen worden sind. — Viele jener Formen, in welche der Katholizismus die tiefste Bedeutung legt, sind daher schon im Heidenthum und unter den entferntesten Völkern aufgefunden, und in religiö-

sem Gebrauch gewesen. Mannichfaltiger und durchsichtiger sind freilich die im Christenthum ausgebildeten Formen; weil eben die einfachste, erhabenste und klarste Lehre mit dem reichsten, tiefsten und poetisch-mächtigsten Gemüthe eines wunderbaren Geschlechtes zusammen gekommen ist. — Und wenn in spätern Zeiten und fortwährend gerade der Sinn des Deutschen auch in den absterbenden Formen des Katholizismus noch immer eine tiefe, oft wunderliche Bedeutung findet, und überhaupt die katholische Kirche in Deutschland nie zu dem flachsinnlichen und sinnlosen Aberglauben herunter gesunken ist, wie in Italien, Spanien, Südamerika: so spricht diese Erscheinung eben für die Behauptung, daß die Tiefe und Bedeutung des äußern Katholizismus nicht aus dem Geiste der Christuslehre stammt, sondern sich aus dem Gemüth des Jahrhunderts entwickelt hat.

Jenes herrliche Geschlecht, mit seiner S e h n s u c h t durch alle Gefilde des Uebersinnlichen, — mit seiner L i e b e durch die blühenden Auen des Lebens schwärmend, bildete in stillem Fleiß

und mit eignem Geschick oder Instinkt die erstaunliche Honigwabe der Kirche.

Das poetisch-summende, honigsammelnde Geschlecht hat sich anderswohin gewendet. — In wiefern sich nach und nach die lehntragenden Formen der Kirche zu Lehnsherrn aufgeworfen haben, hat der freie Geist neue Zeichen und Wege für das Ueberirdische gesucht. Die Tiefe der Bedeutung hatte sich in die Tiefe der Verstrickung verwandelt, wie dermal die Tiefe der portugiesischen Verfassung durch Don Miguel in eine Kerkertiefe verändert worden ist. Ceremonien sterben ab, wie Sprachen, und bleiben nicht dem fühlenden Leben, sondern nur der rückwärts gehenden Forschung offen.

So herrlich und erstaunlich sich aber auch das Kunstwerk des Katholizismus in die Länge, Breite und Tiefe ausgebildet hatte: aus der Absicht der Lehre Christi angesehen, steht es in der Prachtgewalt einer übermüthigen Selbsucht da. — Die Lehre des Heilandes war als der einfachste Hebel des Lebens zum Himmel gegeben; seine Offenbarung wies auf die Na-

tur und Geschichte hin: diese sollten gefaßt, gereinigt, erlös't werden. Solch' erhabne Bestimmung übernehmend, bildete sich die Kirche selbst zu einer eigenen Welt, in welcher das Wunder die Natur verdrängte, das Geheimniß die Stelle der Geschichte einnahm. Die Consequenz, die Glied an Glied reiht und kettet, verblendet uns, das Unbegreifliche, ja oft Vernunftwidrige für die faßlichste Naturfolge anzusehen; indeß die Phantasie, neckisch und verwegen, sich mit dem Wunderbaren so vertraulich macht, daß es uns wie etwas Bekanntes, Alltägliches vorkömmt.

Aber gerade durch diese Selbsucht, mit welcher die Kirche immer eifersüchtiger die Menschheit an ihre versteinernde Brust drücket, muß, wenn wir nicht irren, der römische Katholizismus sein Ende finden; indem er so immer fremdartiger und feindseliger der Freiheit, Selbständigkeit und Entwicklung des Lebens entgegen tritt. Freilich wird er endigen oder sich schließen wie die ägyptischen Pyramiden, die unverwüstlich schon länger stehen, als er selbst gedauert hat, — als ein königliches Be-

gräbniß dreifach-gekrönter Priestergewalt", mit den unterirdischen Gemächern voll Mumien ihrer Lehrsätze und Ceremonien-Hieroglyphen.

Wir aber können jenen vergrabenen Kern der Lehre und des Lebens nicht vergessen; in ihm liegt der wahre Katholizismus. Ihn aus seiner Steinkruste zu brechen, ist unermüdlicher Arbeit werth, in der wir zumal jetzt nicht lässig seyn dürfen, wo wir an den Maulwurfshaufen der Römlinge eine so große unterirdische Thätigkeit wahrnehmen. — Jenen Kern des Lebens in seiner Fülle, Frische und Reinheit gewinnen zu helfen, dazu ist jeder aufgefodert, in welcher Kirche er immer hungrig geworden seyn mag, vorausgesetzt nur, — daß er hungrig geworden sey.

Zeitgeist.

Was für ein gottloser Bursche muß doch der Zeitgeist seyn, da wider ihn unsere vorsichtigen Männer alle, besonders aber die vom Altare lebenden, so zu Felde ziehen. Er soll alles Unheil auf die Hörner nehmen, und vielleicht auch, daß er es wirklich zu tragen hat. Denn wahrlich! auf ihn zählen, sich auf ihn verlassen kann man nicht. So wankelmüthig ist er, wie das große, wunderliche und treulose Geschöpf Gottes — das Leben selber, welches sich eben damit brüstet, daß es lebe, nämlich sich verwandle. —

Sonst aber ist doch der Zeitgeist ein so nützlicher und brauchbarer Diener gewesen: hat Klöster gestiftet, und in die fruchtbarsten Güter, wie Heiligenbilder in goldne Rahmen, gefaßt; hat dem Stellvertreter Christi, — der nämlich da seyn muß, wo Christus selbst nicht

seyn kann, — eine dreifache Krone geschmiedet, und der Generalität desselben — den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten schöne Fürstenthümer zuwege gebracht; hat ganz allein auf seinem Karren alles Bauzeug zum babylonischen Thurm der Tradition zusammen gefahren, und doch daneben auch den armen Mönchen Kälber, Weitzen und Wein reichlich zugeschleppt. —

Daß ein so vernünftiger, gescheiter Kerl sich so ändern konnte! Und wir haben ihn so sehr gepriesen. Aber so verdirbt man auch die Gelobten! Sicherlich ist der böse Feind in ihn gefahren, und hat ihn auf schlimme Wege geführt. Denn thut er jetzt nicht von Allem das Gegentheil, und zeigt sich als Eulenspiegel? — Dem Bauer will er weis machen, ihm und den Seinigen würde ein Kalb eben so gut schmecken, als den frommen Kapuzinern; er könne ihr Weihwasser entbehren, wenn er seiner trächtigen Kuh ein tüchtiges Leinkuchentränkchen zurecht mache; — und die Zehnten seyen ein Ruin für seine Wirthschaft. Den Prälaten sagt der Gottlose, sie wären nun fett genug für's Himmel-

reich, die Kapaunenställe sollten für allerlei Geschäfte des Lebens ausgemistet werden, und die Herrn, so lange vom Leben bedient, möchten sich doch endlich zu Vergeltung und Gegendienst rühren, denn das Leben sey ja doch älter, als die Prälatenschaft. Dem Leben und der Vernunft ruft er zu, sie möchten doch den Laufstuhl, das alte Pathengeschenk vom Inhaber des Petrusstuhls, sammt dem Beichtstuhl — in die Rumpelkammer schieben, denn es wäre Zeit, daß sie allein gingen. Die Arme des Wackern, lehrt der Verworfene, thäten am frömmsten, wenn sie in der Nähe der Kapelle des Herzens und in freier Sonne der Wahrheit arbeiteten, und Keiner brauche weithin wegen Ablasses zu wallfahren: der Schweiß unermüdeten Strebens nach dem Guten sey die rechte Sündenwäsche.

Aber genug des Unsinns und Gräuels! Hervor, ihr erweckten Knechte des Hauses! Schont die neuen Livreen noch nicht, laßt noch Küche und Keller, eilt herüber — über die Berge, und vor Allem schlagt den Zeitgeist todt oder dienstbar!

Wandel des Christenthums.

Wir können drei Hauptentwicklungen des Christenthums im Verhältniß zum bürgerlichen Leben etwa folgendermaßen bezeichnen.

Bei seinem Entstehen wuchs das Christenthum unter dem Druck des Lebens, unter wechselnden Verfolgungen auf, und verbreitete sich wie durch Wunderkraft. Denn das Leben war abgenutzt und schal geworden, und so riß die Lehre vom Himmel alle Herzen an sich. Leiden selber sind ja ein erfrischtes Leben, wie denn das tief Erkrankte mit Schmerzen seine Herstellung beginnt. Und in den Leiden eben zeigt das Christenthum seine Macht, hält mit überirdischer Kraft seine Bekenner aufrecht, stärkt und erhebt das gesunkne Geschlecht. Indem es

mit dem Herzen der Selbstverläugnung den Stolz und die Ueppigkeit sinkender Weltherrschaft niederkämpft, — sich mit den Augen der Sehnsucht und Liebe dem Himmel zugleich und der Erde zukehrt, — mit den Armen einfacher Thätigkeit die zerstörten, heimgesuchten Reiche wieder aufbaut, erscheint das Christenthum in Eintracht mit dem Beruf und Bedürfniß der Zeit, so wie der damaligen Bildung des Lebens angemessen. — Urchristenthum.

Nun ist ja die Welt inne geworden, daß alles Irdische ohne Beruf und Förderung zum Ewigen unwerth ist, und das segenreiche Kind des Himmels, das Christenthum, wird mit Huldigung anerkannt. Kaiser Konstantin hebt es auf den Thron; es erscheint im öffentlichen Leben und mit dessen Pracht angethan. Schnell hat ein gewaltig-stürmendes, aber rohes Geschlecht die alte baufällige Welt zerbrochen, und demüthigt sich nun vor dem göttlichen Wort. Jenes Geschlecht aber fodert nun auch, was ihm am nöthigsten thut, — Bildung und Sitte. Das Christenthum gibt sie ihm: es lehrt und

lenkt Könige und Völker, — lebt aber gar bald auch in Prunk und Gebräuchen. Die schöne Uebereinstimmung des Christenthums mit dem Leben hört immer mehr auf; es gefällt sich immer mehr als Kirchenthum. So wächst es mit Riesenthürmen über die Wohnungen der Menschen hinaus, verengt sein Herz und erweitert seine Arme für die Welt, umfaßt und überkleidet das Leben, läßt Bildung und Sitte nicht von seinen Brüsten los, und will Schwert und Krone der irdischen Gewalt im Namen des Himmels leihen und lenken. — Papstthum.

Gar bald aber fühlt das wachsende Leben, obgleich nicht undankbar für die Ammendienste der Kirche, seine Kraft und seine Bestimmung. Natur und Staat liegen vor ihm mit allen Genüssen und Räthseln da. Diese wie jene locken, und mit der Hingebung an beide wächst die geistige Kraft. Eine alte, fabelhafte Welt in Osten reicht ihre Hand um die stürmische Spitze von Afrika, eine ganz neue thut sich im hintersten Westen auf. Das Leben hat alle

Hände voll zu thun; es soll nach allen Enden reichen, bringen und holen. Wie vermag es soviel, ohne daß es über den Schooß, über das *Haupt* der Kirche hinaus greife? — Und wie es nun hinaus greift, fühlt es sich so kräftig und heimisch auf der Erde. Bildung, Erfahrung, Beobachtung werden allgemein, vielseitig, durchreift. Die Welt wird klar darüber, daß unter der Beleuchtung des Himmels die irdischen Güter doch auch ihren eigenthümlichen Werth, und so viel Recht als Reiz haben. Nun überragt umgekehrt das Leben die Kirche, umfaßt und verwandelt sie wieder in Christenthum, und nimmt dieses in sich auf. *Herz* wird nun, was vorher *Haut* und *Hülle* war. — *Protestantismus*.

Buch der Macht.

Die Araber, welche die Wüste um den Gabel Musa durchschwärmen, hegen einen tödlichen Haß gegen die Mönche, die Bewohner jenes altberühmten Berges Sinai. Sie stürmen öfters an das Katharinenkloster und betteln mit Drohungen um Weißbrot, das ihnen nach Umständen von den ehrwürdigen Geistlichen herab geworfen wird. Denn zum Glück für die Mönche ist der Eingang des Klosters ein hohes Fenster, zu dem man nur durch Beihülfe der Klosterbewohner selbst an Stricken gelangen kann. Doch nicht allein um dieses beßre Brot beneiden die Beduinen jene Mönche; mehr noch hassen sie solche um des Buches der Macht willen, das, wie sie glauben, «jene Söhne des Teufels und der Verdammniß» im Kloster verwahreten und vergrüben. So oft dieses Buch geöffnet würde,

vermöchte es Regen auf die Erde herab zu bringen, die Herzen zu erfreuen und die Wüste zu erfrischen. Aber aus Haß gegen die armen Wüstenbewohner hielten es die Pfaffen vergraben, und darum würden die Lechzenden so selten erfreut. —

Die katholischen Beduinen oder Wüstenbewohner, würden sich auch mehr über die Vorenthaltung des Buches der Macht, der Bibel, und über das Ausbleiben des frischen Regens beklagen, wenn sie nicht sonst Wasser in Ueberfluß hätten. Denn steht ihnen nicht der weite See der Tradition offen, aus welchem getrunken, gebraut, gebacken und gewaschen wird?

Indeß hat die Tradition auch ganz die Natur des frischen Regens; denn wird nicht, wie dieser sich aus den Dünsten der Luft niederschlägt, jene ebenfalls aus der Luft gegriffen? —

Mit welchem Recht — höre ich fragen — mag wohl die römische Kirche ihren Gläubigen die Schrift vorenthalten, wenigstens die Auslegung derselben? — Sonderbare Frage! Hat das Papstthum, das doch über alle weltliche

Gewalt geht, etwa nicht eben so große Rechte, wie diese, und kann also, wie sonst ganz gewöhnliche Grafen und Reichsstände unter ihren Monopolen das Bierzapfen hatten, — sich das Bibelzapfen vorbehalten? — Man muß, die Sache mit Ernst betrachtet, wenig in die Geschichte geblickt haben, um nach solch' einem Recht zu fragen: es ist Priesterrecht, es ist das Nothrecht der Existenz für eine Priesterschaft. Die heiligen Bücher sind allerwärts die Vormundschaftsbücher über die Geistig-Unmündigen, und werden von der Priesterschaft geführt. —

Das gemeine Volk in Altägypten durfte nicht einmal lesen lernen. In fremder Sprache wurden gewisse Ceremonien, z. B. die feierliche Einsetzung des göttlichen Stiers Apis begangen, und die Priester ließen sich nicht herab, die fremden Worte zu übersetzen. — Die Bücher des Hermes wurden auf eine prachtvolle Weise dem Volke — gezeigt, aber nie geöffnet. — Die Priester der Celten, die Druiden, unterdrückten ebenfalls den Schriftgebrauch, und es wurde für das größte Verbrechen angesehen,

über religiöse Gegenstände zu schreiben. — Auch bei den Indiern dürfen die heiligen Vedas nur von Braminen gelesen werden, und wer es von den Laien thäte, dem würde siedendes Oel in den Mund gegossen.

Und die römisch-katholischen Priester sollten ganz und gar hinter den heidnischen zurückbleiben, zumal wir an der Bibel ein Buch haben, das so leicht hellsehend und mündig macht? — Für die römische Priesterschaft ist die Bibel eine Essenz, aus der man mit gehöriger Zuthat von Tradition kostbaren — Bischof, Cardinal u. d. g. machen kann, während Christus nur Wein aus dem Wasser des Mosaismus machte.

Die Hauptrücksicht der römischen Kirche ist aber, daß sie ihren Bekennern lieber das Ganze, als den Theil gönnt. — Sie hegt nämlich die Ansicht, daß von Christus nur lebendiges Wort ausgegangen, und durch Ueberlieferung weiter verbreitet worden sey; daß aber die Schrift, an welche sich die protestantischen oder protestirenden Christen allein halten wollten, doch nur einen Theil jener Ueberlieferung ausmache,

nämlich den zuerst niedergeschriebenen oder befestigten, und daß darum die Kirchenversammlungen von jeher Statt gefunden hätten, um auszusprechen, was die ganze Christenheit außer der Schrift noch weiter glaube. Neue Wahrheiten würden auf den Concilien keineswegs geschaffen, sondern es spreche die versammelte Kirche bloß aus, was die zerstreute Kirche glaube.

Man kann diese Ansicht in ein, wie es scheint, recht passendes Bild einkleiden. Vergleiche hinken zwar, stoßen bei diesem Hinken aber auch oft auf Seitendinge, die zur Sache gehören, ohne daß sie ausgesprochen wurden.

Auf dem Höhenzug des Lebens hat eine gesenkte Wolke ihren erflehten Segen ausgegossen. Da entspringt am Fuße des Berges eine Quelle, von einem Felsen eingefaßt, rein und unversiegbar, daß alle Generationen und Enkelfolgen ihren Durst an derselben löschen können. Nicht Alles aber vom Erguß des Himmels ist in der einen Quelle eingefaßt worden; wer weiß wie Vieles noch nach allen Seiten

rieselte, über unreinen Boden, durch die Wirthschaften der Menschen floß, viel fremdes Wasser und mitunter die Ausgüsse des Verbrauchten und Verdorbenen aus der Heidenwelt in sich aufnahm? Alles aber strömt endlich in einen See zusammen, der im Laufe der Jahrhunderte gewaltig angewachsen ist. Denn aus aller Welt eilen auch noch die Prälaten herbei, überfüllt von den Genüssen der Erde, und lassen auf den Concilien, die bald da, bald dort am Ufer des Sees gehalten werden, ihr Wasser. — Wer schmeckt noch die frischen Tropfen der Bibel aus diesem See? Und die Wellen des heiligen Jordan haben sich ins todte Meer verloren!

Es ist fast etwas wunderlich, daß die Concilien zusammen gekommen seyn sollen, um festzusetzen, was die zerstreute Christenheit außer der Schrift wirklich geglaubt habe, und daß doch von den Concilien wieder ausgegangen ist, was alle Kirchenglieder glauben müssen, wenn sie rechtgläubig heißen wollen.

Es ist ferner etwas schwer zu reimen, daß

die zerstreute Kirche bereits alles das wirklich schon geglaubt haben soll, was in den Concilien selbst erst die versammelten Prälaten, unter denen in jedem Jahrhundert seltsame Käuze gewesen sind, aus Sätzen der Schrift und Aussprüchen der Kirchenväter ausgrübelten, ausspannen, ausbrüteten, ausheckten und ausstocherten. Man erwäge nur, daß sich die geistlichen Herren auf den Concilien selbst niemals wehe gethan, sondern ihr eignes Beste, Ansehen und Vortheil, nicht übel besorgt haben. Hat nun die zerstreute Christenheit alles das schon vorher geglaubt, worüber sie, als dieselbe später daran glauben mußte, so gewaltig gejammert hat?

Alle Widersprüche lösen sich indeß gar leicht, wenn man bedenkt, daß eine hohe Erleuchtung über die versammelten Väter gekommen ist, eine Begeisterung, die bekanntlich soweit ging, daß die Entflammten bei wechselseitigem Widerspruch sich mit Fäusten durchwalkt und mit Füßen getreten haben. Konnte da noch ein Stäubchen von Wahrheit in Kutte oder Kamisol versteckt bleiben? Und welch' ein Vortheil der damali-

gen, an Maschinen noch sehr armen Zeit war es, daß sich die lebendigen Garben vom Erntefeld der Tradition mit den Bischofmützen, als aufgestülpten, schützenden Garbenbüscheln, einander selber ausdreschen konnten? Es erinnert an jene patriarchalische Zeit, wo man die Flegel noch nicht kannte, sondern die Kornfrucht von Ochsen austreten ließ.

Dergleichen „abgedroschne" Vorfälle und die Aussprüche und Kirchenanordnungen der Concilien selbst beweisen unwidersprechlich, daß ein heiliger Geist über jenen Versammlungen geruht hat, wenn es auch die Kirche nicht aus der Bibel beweisen könnte, in welcher ihr ausdrücklich ein heiliger Geist für ewige Zeiten zugesagt seyn soll. Wenn sie daher Erkenntnisse faßte, und Anordnungen traf, die allem heiligen Geiste schnurgrade widersprechen: so that sie es nur, um ihr festes Vertrauen auf jene Zusage desto glänzender an den Tag zu legen. —

Die römische Kirche will die Tradition für die organische Entwicklung des Christenthums angesehen wissen. Aber der hohe Meister hat

uns in seiner Heilslehre keine Saatfrucht, sondern Brotfrucht gegeben; und was die Kirche davon in irdischem Boden ausgesäet und gezogen hat, ist als Irdisches aufgegangen, wie es allerwärts wachsen kann, und schon oft gewachsen war. Und warum hat sie das Korn zur großen Ernte der Tradition ausgesäet? Was in der Bibel für ewig aufgespeichert liegt, reicht hin, alle Generationen der Erde zu sättigen. Ja wir hätten an dem genug, was die einfachsten Jünger Jesu, als von diesem gesagt und gethan, mit treuer Hand niedergelegt haben, und Vieles von dem, was besonders der gelehrte Apostel Paulus in seinen Briefen ausgesprochen hat, trägt schon die Keimaugen menschlicher Befruchtung an sich, so sehr auch sonst gerade dieser Apostel vom Wort zum Geiste führt. — Wahrheiten, die in einem höhern Klima gereift, von glücklichen Geistern mitgebracht werden, muß man genießen, wie sie an und für sich sind. Ausgesäet, arten sie aus. Was sind Folgerungen oder Consequenzen, die man auch aus erhabnen Wahrheiten mancher Weltweisen gezogen

hat, anders, als Wiederaussaat in fremden Boden, in welchem sie oft als Unsinn ausschlagen?

Ist es nun den Protestanten zu verargen, wenn sie sich nur an die Schrift halten, nur aus dieser ursprünglichen Quelle schöpfen, nur von diesem himmlischen Korn genießen, aber von der Tradition nichts wissen wollen, die trüb und aus der Weite zusammen gelaufen, — die in irdischem Boden gewachsen ist? — Ja, die Protestanten halten sich, wie man römischer Seits spöttelt, an das todte Wort, und lassen die römische Kirche sich des fortlebenden rühmen; aber in jenem todten Worte ist das Leben, in diesem fortlebenden der Tod. Und besitzt ihr denn wirklich, ihr Spottenden, das wahre Leben in der fortwachsenden Tradition, die ja doch das Wachsende immer schnell befestigt, gleichsam verholzt und es zur unumstößlichen Glaubenswahrheit, — zum Canon aufklaftert? Und was ist die freie Forschung in der Bibel anders, als ein ewiges Beleben des todten Wortes? —

Einsamkeit.

Die Mönchsmoral empfiehlt sehr angelegentlich die Einsamkeit, in welcher der Christ sich selber finden soll. — Richtig! Ohne weiter zu untersuchen, welche Pilze, meist Giftpilze, im feuchten Schatten der Einsamkeit wachsen, bleibt es wahr, daß sich der Mensch in derselben findet, und weil er dieses Fundes gewiß ist, — sich selber sucht. Er wird selbsüchtig und hartherzig. — Denn sonst hält in der Gesellschaft der Menschen schon die freie Zugluft beweglich und gefällig. Wo der Mensch nicht das Ganze ist, muß er theilnehmend werden. —

Wir finden in der Pflanzenwelt eine Erscheinung, die jene moralische versinnbildlicht. — Der Wurzelstock der Gewächse ist nämlich eine Fortsetzung des Stammes. Derselbe setzt aber statt des Markes, welches sich im Stamme findet, — Holz an. Nur wenn er der Luft ausgesetzt wird, hölt er sich aus und nimmt Mark auf. —

Religionsgebäude.

Wir sprechen oft und mit Verwunderung von der Unverwüstlichkeit alter Mauerwerke, die entweder von frühern Völkern, oder auch nur von unsern Vorfahren herrühren. Die Alten, meinen wir, müßten es verstanden haben, einen ganz besondern Mörtel zu bereiten, der sich unter dem Einfluß der Zeit immer inniger mit dem Stein verbunden habe, und zuletzt selber zu Stein geworden sey. —

Ist nicht auch die Liebe unserer Voreltern öfter, wie es scheint, als heutigen Tags, ein so vortrefflicher Mörtel häuslichen Bestandes und Familienglückes gewesen? Gleich vor der Ehe nicht so flüssig und wässerig, wie unsere Liebelei, sondern etwas steifer und körniger angerührt, ist sie vom Tage der Einsegnung an immer inniger und fester geworden.

Und die ältesten und alten Religions-Gebäude? — An den Religionen in China, Hin-

dostan, Tibet ist vielleicht schwerer, als an alten Gebäuden der Mörtel und Stein, nachzuweisen, — wo Religion und bürgerliches Leben in einander übergehen. Welch' ein erstaunlich haltbares Mauerwerk sehen wir nicht an der Ruine des Mosaismus? Von solcher Fügung und Bindung scheint auch der Islam zu seyn, und der römische Katholizismus hat ganz das Ansehen der Dauerhaftigkeit jener Gebäude aus dem Mittelalter, die nach jedem Sturm nur trotzender dastehen. —

Durch welche Mittel ist nun aber eine solche Festigkeit der ältern Religionsbildungen gewonnen worden? — Sind doch seit der Einführung des Christenthums so viele kirchliche Sekten spurlos vorübergegangen, und sehen die noch bestehenden nicht viel hinfälliger aus, als der alte römische Katholizismus? —

Die Kunst an diesen Religionsgebäuden scheint der Idee nach eben so einfach, als in der Ausführung tiefsinnig und mühsam zu seyn.

Das Leben ist bekanntlich für die Masse der Menschen eine Gewohnheit, und allerdings

die gewaltigste und süßeste. Nun soll zwar seiner Bestimmung nach das Leben geschrotet, feuchtwarm eingemeischt, dann gebrannt und destillirt werden, um den Alkohol des Uebersinnlichen aus dem rohen Vegetabiliengemisch unsers Daseins, mehr oder weniger rectifizirt, zu gewinnen. Dazu sind wir in dem großen Brennkessel unsrer Erde eingerührt, und unter den atmosphärischen Blasenhelm gesetzt worden. Unser Leben hat aber ein natürliches Grausen vor dieser Bestimmung und sucht im Gegentheil den Geist des Uebersinnlichen mehr und mehr herabzuziehen und in sich einzusaugen. Gelingt es nun einem Moses oder Mohammed, das Ueberirdische, Ewige, mit welchem sich die Religion beschäftigt, mit dem Irdischen zu verbinden und zu befestigen: so bringt er allerdings ein höchst dauerhaftes Werk zu Stande. —

Ganz einfach in dieser Verbindung, in diesem Verirdischen des Uebersinnlichen liegt die Kunst. Aber welcher Tiefsinn, welche Studien gehören zur Ausführung, die nach dem Klima, nach dem Charakter und der Lage des Volkes,

nach dessen Blut und Phantasie, Bedürfnissen und Gelüsten — und wer nennt eben, nach was Allem — sich richten und bestimmen muß! —

Die wechselnden Erscheinungen des Lebens werden zu Trägern des Uebersinnlichen eingeweiht, und eine glänzende Schnur von Festen zieht sich um die Monatsäulen des Jahres. An die täglichen ja stündlichen Bewegungen, an die gemeinsten Beschäftigungen und Bedürfnisse des Tages knüpfet sich eine Bedeutung des Unsichtbaren, wenigstens eine Erinnerung an dasselbe, und Waschungen, Speisen, Kleidung hängen an religiösen Vorschriften. Wer alsdann, wie z. B. der Jude, aus religiösen Rücksichten seine Speisen eigens gekocht und gemischt, — und auf den Schabbes besonderes Brot ißt, dessen Pulse schlagen gewissermaßen von religiösen Blutstropfen; seine Religion wirkt zum Theil durch den Magen auf den Geist. Und leider! kann ja der Geist des Menschen in diesem Leben den Magen nicht los werden; sondern muß mit diesem Brot- und Bettelsack so wie mit der Pilgerflasche des Herzens bis zum Hafen des

Grabes wandern und — fechten. Ja, ob dieser Sack selbst voll seyn darf, oder leer seyn muß, wird wieder von der Religion durch — Fastengebote bestimmt. So ist denn bei einer solchen Religion der Tag und die Nacht voller Mahnungen und Anregungen des Ueberirdischen, wie unsere ganze Zeiteintheilung hoch herab vom Kirchthurme schlägt. Nur der Einzelne, Wohlhabende trägt seine Taschenuhr, die er jedoch von Zeit zu Zeit nach dem großen Zifferblatte der Kirchenuhr richtet. Wird diese wohl immer und allerwärts nach der ewigen Sonne gestellt? —

Es ist wahr: die einer solchen Religion Angehörigen treiben endlich alle von der Religion bestimmten Alltäglichkeiten mechanisch und sinnlos; das Heilige ist ihnen zur Gewohnheit geworden. — War denn dieses aber nicht eben die Absicht jener Stifter und Gesetzgeber? Das Aderwerk des Ewigen, das sich durch das tägliche Leben zieht, soll verknorpeln; der Mörtel des flüssigen Gemeinen soll mit den festen Lehrsätzen des Heiligen zu Stein werden: darin eben

besteht die gerühmte Festigkeit und Dauer des Bauwerkes. Die Religion soll auf das ganze Volk wirken, wie der Klosterzwang auf den Mönch: wirft einer auch, voll Verachtung dieses Zwanges, die Kutte ab, und rennt in die Welt hinein, — jede Bewegung verräth den abtrünnigen Klostermann; denn er ist für sein ganzes Leben gestempelt. —

Und der römische Katholizismus? —

Ist allerdings ein festes und dauerhaftes Werk. Er besteht als solches einmal durch den Niederschlag der rein geistigen Christuslehre in harte Lehrsätze, durch deren kunstreiches Einfügen unter einander (Consequenz) und durch die ganz eigne Tünche der Intoleranz, die selbst dem Mohammedanismus fehlt; sodann aber durch eine ähnliche Durchäderung des Lebens mit Gebräuchen und Vorschriften, wie wir solche bei andern Religionen ebenfalls finden. Zum Glück für die Menschheit ist es ihm nicht gelungen, die bürgerliche Herrschaft mit der religiösen zu vereinigen, um wie der Mohammedanismus das ganze Leben, wie mit der Kraft

einer Riesenschlange, zu umschlingen und fest zu halten. So kann sich der Geist des Christenthums, Freiheit und Liebe, noch retten und erhalten.

Dieser Geist flüchtet sich aber in die wechselnden Religionsbekenntnisse, die, wie oben bemerkt wurde, den körperlich festen Bestand des Katholizismus nicht haben. —

Es ist wunderlich, daß die römische Kirche einen Triumph in ihre äußere Dauer, in ihr Ueberleben der Feinde setzt, wie sie die verschiednen Sekten nennt. — Die Felslagerung, die alte, unmerklich verwitternde, will sich der Vegetation überheben, die über ihr entsteht, fruchtet, vergeht und sich erneut! Die Drusen des Gesteins, die sich im Dunkel gebildet haben, wollen mit ihrem kalten Schimmer die Fruchtblüthen verhöhnen, die sich vergänglich an der Sonne entfalten!

Die römische Kirche pocht auf die Zusage des Heilandes, — daß seine Lehre ewig dauern werde. — Seine Lehre wahrlich! Ist denn aber der Koloß der römischen Kirche seine Stiftung, seiner Hände Werk?

Eben aus der Versteinerung der römischen Kirche ist der Geist der Christuslehre entflohen, und durchzieht das Leben in leichten, vergänglichen Gewändern, die er für das wandelbare Leben wechselt. — Die römische Priesterschaft hat die heilige Lehre, die für die Welt bestimmt war, und sich liebend an das Leben hingab, in den Koloß ihrer Kirche lebendig einmauern wollen, — wie eine Nonne, die man in liebender Umarmung betreten hat. —

Nicht die Sekten, die vergehen, sind die Feinde der römischen Kirche, über deren Verschwinden sie triumphiren darf: der Geist ist ihr Feind, der immer in neuen Gestalten protestiren wird. — Wehe der römischen Kirche, daß des Heilandes Lehre ewig dauern soll!

Die Pyramide begeht ihre Jahrtausendfeier, und begeht sie wieder; sie verhöhnt den freien Wind, der, weit umher belebend und verwüstend, nur ihre steinerne Riesenflamme noch nicht ausblasen konnte. Trotzend steht die Pyramide nach jedem Sturm des Windes, — des Gottesathems — da. —

Wer wird zuletzt bestehen von beiden?

Selbsucht.

Man setzt gewöhnlich das Wesen der Tugend in die Selbstverläugnung. Es kömmt darauf an, was man unter dem Selbst begreift, das verläugnet werden soll: sonst besteht wohl die eigentliche Kraft der Tugend in der Selbsucht.

Betrachten wir die Natur, wie sie an unserm Geiste zieht und saugt, um ihn, wo möglich, in ihr Wesen aufzulösen. Wie sie den entseelten Körper sogleich in Beschlag nimmt, langsam auflös't und an die Elemente vertheilt, ganz in der Art, wie das Gericht die Verlassenschaft des Verblichnen versiegelt, zertheilt und an die Erben überweis't: also möchte die Natur gern auch die Kräfte des Geistes aus ihrer Verbindung reißen, und zu ihren Absichten ver-

wenden und verwandeln. — Ihre Schrecknisse, ihre Lockungen, — gehen sie nicht darauf hinaus, den Menschen zu verblüffen, oder zu betäuben? Ja, hält sie mittelst unsers Körpers nicht den Geist, wie ein Knabe den gefangnen Vogel in hohler Hand?

Da gehört eine muntre Entschließung, eine wache und wackre Kraft dazu, sich selbständig aufrecht zu halten, daß man sich weder ergebe noch vergesse, — eine laokoontische Kraft.

Und diese, gewiß erhabne Selbsucht ist die Tugend.

Das Tiefste und Höchste.

Worauf ruht der Flugsand unserer wüsten Erdstriche mit seinen seltnen Sternsaphiren, und worauf die feine Welt der menschlichen Gesellschaft mit den einzelnen besternten Edeln? — Die milde Dammerde, — und die fruchtbare Bildung; das aufgeschwemmte Land mit einzelnen rohen Diamanten, — und das Getrieb des Volkslebens mit den seltnen Geistern, die aus demselben hervorgehen; die unförmlichen Flötzgebirge mit dem Steinsalz und den Steinkohlen, — und die nach Kultur wandernden Nomaden mit den Sproßaugen des bürgerlichen Lebens; — die Thonschiefergebirge, — und die nach dem rohesten Bedürfniß unter Cocospalmen oder an öden Meeresklippen geschichteten Wilden: worauf ruhen alle diese?

So tief wir mit unsern Forschungen in die Erdrinde gedrungen sind, ruhen alle diese Ge-

birgsarten auf dem Granit mit den verwandten Ganggebirgen, in welchen die edeln Metalle wachsen; und soweit wir in die Tiefen der Menschenwelt und des menschlichen Herzens geforscht haben, ruhen alle Kräfte auf der Religion, an welcher hin die reichen Metallgänge der Phantasie streichen.

Und wenn wir die Hochgebirge unserer Erde und der Menschheit hinaufsteigen, höher, als der Niederschlag eines ehemaligen Meeres reicht, und die unruhigen Wellen der Geschichte schlagen, — über die Grenze hinaus, wo der Baum verstraucht und der Mensch verkrüppelt: so finden wir rein und unbedeckt nur den Granit, finden in ungetrübter Forschung nur die Religion.

Mithin der Granit des menschlichen Geistes, und die Religion des Erdenrunds.

Frische Hechte.

Man will in den Köpfen der Hechte die Kreuzigungswerkzeuge des Heilands im Kleinen nachgebildet finden. So durch und durch mit dem Leben verwachsen erscheint eine gewisse Frömmigkeit unserer Voreltern, daß bei den Gastmahlen sogar ein Gespräch über Gegenstände des Christenthums von so ernsthafter Erinnerung wohl gelitten war. Andacht und Lebensgenuß setzten sich, wie Maria und Martha, nur noch verträglicher, als diese im Evangelium, zusammen. Die frömmste Erinnerung verdarb den Appetit nicht. Wie mancher Hecht mag zuweilen d'rauf gegangen seyn, bis ein Tischnachbar dem andern die zarten Knochenbilderchen, als Lanze, Nagel, Hammer, Schwamm u. s. w. unverletzt aus dem zerlegten Fisch hervorbrachte, und der Nachbar, dem von gleichem Pokal die Augen übergingen, Alles so bestimmt einsah, wie er es schon voraus glaubte!

In unsern Tagen kömmt eine Sorte von Hechten lebendig auf die Tafel des Lebens, — Ultramontaner (Tiberhechte), Jesuiten und Apostolische, die uns durch ihr Trachten und Treiben verrathen, daß sie wirklich auch die Werkzeuge der Kreuzigung des Heilands und seiner Lehre — im Kopfe führen.

Freiheit.

Als im Weinmonate 1810 die Junta von Buenos-Ayres Truppen gegen Paraguay sendete, um den dort noch gebietenden spanischen Gouverneur zu vertreiben, und die Provinz unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, wurden diese Freiheitstruppen nach anfänglichem Siege zwar geschlagen, der Anstoß zur Freiheit war jedoch gegeben worden, und bald rief eine Verschwörung der Creolischen Officiere, nach Vertreibung des Gouverneurs, wirklich eine neue Verfassung hervor.

Bei einer der Wahlen von Stellvertretern zum zweiten Congreß, der sich im Jahre 1813 versammelte, wollte ein Miliz-Hauptmann im Orte Yquamandiyu, ein eifriger Anhänger der Revolution, seinen versammelten Mitbürgern das Wort Freiheit erklären, und sagte, solche bedeute — Glauben, Hoffnung und Liebe.

Es erfoderte vielleicht eben nicht viel Scharfsinn, um zu zeigen, daß der gute Miliz-Hauptmann nicht gerade ganz Unrecht hatte, und daß die Freiheit die genannten drei Cardinal-Tugenden (ich meine Haupttugenden, nicht die ganz andern Tugenden der Cardinäle) wirklich in sich begreife; dennoch findet die Betrachtung Raum, wie sehr unter den Sandalen der spanischen Mönche der tiefste Wurzelkeim der Menschenwürde und des menschlichen Lebens zertreten worden sey, so daß sich kaum noch in der Brust des Einzelnen ein dunkles Gefühl der Freiheit regte, welches derselbe dem Inhalte nach nicht recht erklären konnte, und das dem großen Haufen noch erklärt werden mußte. Nur den geheimsten Lebensgeist der Menschenwürde

hatten die Mönche noch nicht vernichten können, und das Crucifix, das sie zum Stechspaten in das menschliche Herz gebrauchten, war eben noch nicht bis an das verhüllte Lebenswürzelchen gedrungen.

So weit kann Eigennutz und Habsucht gehen, und die Priester haben in der Heilslehre, die sie zu verkündigen hatten, kein Mittel gefunden, der Gewinnsucht der Weltlichen zu wehren, und ihre eigne zu bewältigen. Denn selbst die Jesuiten hatten in ihren Missionen, die doch einst für ein Paradies von Glückseligkeit ausgeschrien wurden, die Einrichtung getroffen, daß kein Dorf mit dem andern verkehren konnte, und die Plätze bestimmt waren, wo man die Naturerzeugnisse zum Austausch niederlegen durfte.

So ist die Priesterschaft über Meer zu den freien Indianern gekommen, hat dieselben mit Branntwein und Dogmen-Gebräu schwindlig gemacht, und in eine Kette von Religionsgebräuchen gefesselt, um sie für den Pflug und die Bergwerke des Eigennutzes zu tauglicheren Sklaven zu brauchen.

Werfen wir einen Blick hinüber nach Afrika. Auch hier treibt Gewinnsucht den Araber durch Sandmeere zu den wilden Stämmen des innersten Afrika. Er bringt Spielereien mit, wie der Spanier nach Amerika mitbrachte; doch nicht um Sklaven zu machen, sondern nur zu kaufen, und an der Elendsküste von Fetz, Tunis und Marokko abzusetzen. Aber seine Religion verbietet dem Araber, Glaubensbrüder, Mohammedaner, als Sklaven zu behandeln, und die armen Wilden eilen einer Religion in die Arme, die ihnen wenigstens die äußere Freiheit als Handgeld gewährt.

Ihr spanischen Priester, Apostel der Indier, betet für die blinden Ungläubigen des Blutpropheten Mohammed!

Musik und Religion.

Musik und Religion sind die beiden Kerne der alten und neuen Civilisation, gleichsam die Tulpenzwiebeln der griechischen und christlichen Bildung. Musik freilich in dem Sinn, in welchem sie der Grieche nahm, — als Ausdruck jener innern Harmonie des Gemüths, in welchem die Bilder der Schönheit leben. So zeigte sich in der schönen Einrichtung des täglichen Lebens, in Gang und Haltung des Körpers, in harmonischer Ausbildung der Seelenvermögen, im Zusammenklang der Wünsche und Kräfte, in der Uebereinstimmung der Leidenschaften, in der Anordnung des Staates, das Gesetz und die Gewalt der Musik. Ein Schönheitssinn, der uns Neuern soweit noch nicht wieder aufgegangen ist, vertrat bei jenen in vielen Dingen unsere religiösen Vorschriften. In dieser Bedeutung hat Musik in den ältesten Zeiten

Wilde gezähmt und Städte gegründet, und ist in späterer Civilisation so wesentlich mit dem geselligen Leben der Griechen verwebt geblieben, daß die Uebung der Musik als gleichbedeutend mit der Bildung selbst angesehen wurde.

So bei uns die Religion. Auch sie hat Wildnisse angebaut, und Wohnorte gestiftet, Gesetz und Sitte gegeben, und durch das Prachtgewebe unserer Bildung zieht sich überall der Goldfaden der Religion, durch unsere sinnlichsten, rauschendsten Feste tönt die Kirchenglocke. Ja, — und ist es nicht seltsam genug? — wie die Legende den Stifter unserer Religion während seines dreitägigen Todes persönlich in das Reich der Abgestorbenen trostbringend steigen läßt, so hat die Mythe den Musiker Orpheus trostbedürftig, aber lebendig in die Schattenwelt geführt. —

Wer hiernach mit Gegensätzen fortspielen möchte, könnte sagen, daß Musik bei den Alten die Religion der sinnlichen Dinge und Erscheinungen unter sich gewesen sey, bei uns aber Religion die Musik zur Uebereinstimmung des Irdischen mit dem Himmlischen wäre.

Leben und Lehre.

Unser Leben hat eine unermüdliche Quälerin und schwindsüchtige Keiferin an der Lehre. Vom Hahnenrufe bis zur Mitternachtsglocke belfert und hüstelt die Schlaflose. — Kaum hat der Säugling seine Aermchen aus der Wickel hervor gearbeitet, und streckt sie der ungewissen Freiheit des Lebens entgegen: so werden die Händchen gleich auch zum Betfalten und Kreuzschlagen gewöhnt, und einige Worte von Gott und Ewigkeit dem armen Wesen vorgequiekt, das nur erst in dunkelm Triebe die süßen Hügelquellen der Mutterbrust zu finden weiß. Schlimmer noch geht es dem Knaben, der umher toben, dem Jüngling, der hinaus schwärmen will. Und was immer der Mann zu unternehmen glüht, — eine Vorschrift, ein Papiermuster mit Strichen und Falten wird ihm vorgelegt, nach welchem er sich aus dem, glänzend vom Webstuhle der

Ewigkeit herein rollenden Tuche des Lebens seinen Kollerlappen ab- und zuschneiden soll, er, der so gern einmal mit besserm Drang und Vorgefühl in das Ganze hinein fahren, und etwas Keckes zurecht oder zu Recht machen möchte.—

Der Baum darf in den kühlen Boden seine Wurzeln, in die laue Luft seine Aeste treiben; er wächst im Streit der Elemente groß, und wenn er mündig geworden, schlägt er von selbst seine Blüthenaugen betend und freudig blickend zur Sonne auf. Aber es sind dieselben Augen, welche der Erde die wünschenswerthesten Früchte zulächeln.

Warum hören wir unaufhörlich von Gott und Ewigkeit, bevor wir das Zeitliche zu begreifen und zu messen gelernt haben? Warum lassen wir die Hoffnung des Himmels nicht aus der Ungenügsamkeit des Lebens, aus der Armuth des Irdischen in der Stunde der Wehmuth geboren werden?

Jede That hat ihr Muttermal, an welchem sie, wenn auch nicht gleich vom Thäter selbst im Spiegel, doch alsbald vom Zuschauer erkannt,—

begrüßt oder verstoßen wird. Warum bilden wir nicht vor Allem dieses gleich anerkannte Maaß im Gefühl und Bewußtseyn der Kindheit, so lange wir nur noch geometrisch von Baum zu Baume reichen, und gehen erst dann zum astronomischen Himmelsmaaß über, wenn wir die Jugend beim Anblick des Meeres des Uebersinnlichen vom Gefühl der Unendlichkeit ergriffen sehen? Und stürbe denn auch Einer, bevor er dieses Meer geschaut hätte, — er fällt ja der Gottheit nicht aus den Armen, die er noch nicht zu nennen wußte. — Aber mit der Erziehung der Christenkinder wird es getrieben, wie mit den Heidenbekehrungen: — man donnert den armen Wilden das Evangelium vor, und streckt ihnen das Crucifix entgegen, statt daß man ihnen den Pflug und das Wagenrad überbringen sollte. Aus jeder Furche, die ihnen Korn getragen hätte, wüchsen die Glaubensähren nach, und die Kindlichen würden das Unbegreifliche gläubig aus dem Munde der Männer annehmen, in deren Händen sie erst so genießbaren Segen gefunden hätten.

Bei den Griechen war die Lehre eine Tochter des Lebens, — eine Minerva aus dem Haupte des Vaters entsprungen. Unser christliches Leben hat die Person geheirathet, wie der Altgesell die Schneidermeisterswitwe, — um der Kundschaft willen. Darum sehen bei uns auch so Viele das Hohe und Heilige mit dem Entzücken an, mit dem ein fröhlicher Mann sein altes, keifendes Gespons aufsucht.

Ascetik.

Der Bildhauer kann seinen Marmor nicht glimpflicher behandeln, als mit dem Stahlmeisel und eisernen Hammer. — Die Fäden sind am Block gezogen; Eisen und Bohrer nehmen die überflüssigen Theile weg; das Zahneisen bildet weiter; die mühsame Raspel geht unter das Hohle; der Tasterzirkel bestimmt die Stärke der Glieder, und das Breit- Rund- und Zwergeisen führen das Werk seiner Vollendung zu, wie es denn nach und nach an Seele gewon-

nen hat. Aber es ist der Ausdruck einer frem- den Seele und ein stehender Ausdruck.

Soll ich die christliche Ascetik die Bearbei- tung des rohen Menschen zum Ansehen und Ausdruck des Christen nennen?

Im Blut und in den Leidenschaften wohnt der Antichrist, und die Ascetik soll ein mehr oder minder nachdrücklicher Zuspruch an den- selben sein, sich zu ergeben, und in den Chri- stenwillen zu fügen. Der erhabene Stifter des Christenthums selbst ist das Vorbild, nach wel- chem, obgleich unerreichbar, auch die gemeinste Menschennatur bearbeitet wird. Die Vorschrif- ten des Evangeliums sind die Fäden, die über den bearbeitlichen Rohmenschen gezogen werden, um ihn nach der göttlichen Gestalt des Vorbil- des zu bemessen; und die Mittel der frommen Bearbeitung sind wohl so mannichfaltig, als die Werkzeuge des Marmorbehauens, und in jedem Fall empfindlicher für ihren Gegenstand. — Jene Mittel würden auch am Menschen, wie die Werkzeuge am Steinblock, einen fremden und stehenden Ausdruck, nämlich den der bil-

denden Kirche, hervorbringen, wenn es diese nicht mit einer lebenden, eigenwilligen und freien Natur zu thun hätte, die sich mit ganz andern Kräften, als des Zusammenhangs der Marmortheile, widersetzt.

Im Fortgang der Bildung, und wenn das christliche Wesen schon am Menschen hervorgearbeitet und von ihm angenommen ist, wird die Ascetik für den kämpfenden Christen, was die Uebung (Askesis) für den griechischen Fechter war, der sich durch Enthaltsamkeit und Strenge zu seinen Kämpfen tüchtiger machte. — Die Ascetik ist bekanntlich älter und weiter verbreitet als das Christenthum. Wir finden sie selbst bei wilden Völkerstämmen; freilich nicht immer im christlichen Sinn, als Uebung der Selbstbeherrschung, sondern oft auch als den wildesten Ausdruck der Liebe zur Gottheit. Selbst unter uns fällt es ja wohl noch vor, daß rohe Menschen, um einer geliebten Person ihre Liebe zu bethätigen, sich ein Leid zufügen. Jedes tiefe Gefühl ist zu Opfern geneigt, und findet die theuersten und sinnigsten

in eignen Entbehrungen. So quälen sich die Einwohner von Florida und andere Wilde im Südmeer, indem sie sich Nägel und Zähne ausreißen. Die Frauen schlagen sich mit Dornen blutig und sprengen das Blut in die Luft.

Aus der Schmerzhaftigkeit solcher Opfer entwickelt sich eine Art von Heldenstolz. Und freilich ist die Sinnlichkeit unser nächster Feind, an dem man zum Helden werden kann. So wurden die Anführer jener wilden Stämme in Florida nicht eher anerkannt, bis sie von jedem Einzelmann eine bestimmte Anzahl verwundender Schläge ertragen hatten.

Eine verwandte, jedoch viel erhabenere, — eine Christus-Ansicht liegt den Büßungen der Indier zu Grund: Selbstbeherrschung bezwingt die Natur, ja erzwingt den Himmel. — Einer der sieben Richis nöthigte die Götter auf die Erde herab, indem er so lang fastete, bis eine Flamme über seinem Haupte leuchtete. — Biswamitra, ein berühmter Held, überbot durch strenge Bußübungen die Verdienste der Götter und Heiligen, und erlangte eine Gewalt, daß

er die Welten durch seinen Willen hätte vernichten können. Die Götter bangten und bewegten Brama, dem furchtbaren Büßer zu bewilligen, was er begehrte; und Brama, an der Spitze der Götter und der Himmelsschaaren, verlieh dem Helden den erhabenen Rang eines Braminen.

So finden wir allerwärts, wenn auch nicht immer unter so erhabenen Ansichten, die Mittel und Uebungen der Ascetik im religiösen Leben der Völker.

Früh und überall mußte nämlich der Mensch, der in sich selbst mit Nachdenken und reinem Willen den Quellen des Guten und Bösen nachging, gar bald inne werden, daß aller Widerspruch in seinem sittlichen Bestreben aus dem Blute kam, dem Strome der Sinnlichkeit, der ihm immer und immer wieder die Anpflanzungen für die Ewigkeit verwüstete, versandete oder verschlämmte. Daher finden wir die Edeln aller Völker und Zeiten im Kampfe mit dem unzähmbaren Elemente der Sinnlichkeit. Nur daß umgekehrt nicht jeder sich Abtödende

ein Heiliger gewesen ist. Denn viel Albernheit und sogar Bosheit hat sich unter das härene Gewand und hinter die Geißel der Abtödung geflüchtet.

Wir wollen nicht betrachten, welche Fratzen und Verrenkungen die Büßenden bei den Völkern im hintersten Asien vornehmen, welchen seltsamen Uebungen sich christliche Einsiedler hingegeben haben. Es geht mit den ascetischen Uebungen wie mit den Ceremonien, der Mensch verliert gar bald das Uebersinnliche, zu dem diese wie jene hinleiten sollen, aus dem Auge, und findet einen unbedingten Werth in diesen Aeußerlichkeiten, an denen er nun seinen Witz, seine Eitelkeit, ja seine Albernheit übt und leider! gern erschöpft. — Oft ihr ganzes Leben hindurch glaubten einzelne Männer nichts anders bedenken und vornehmen zu dürfen, als wie sie den bösen Geist ihrer Sinnlichkeit an den Hörnern festhielten. Welcher fürchterliche Geist muß in denselben gesteckt haben, wenn solche Anstrengung nöthig war! Andere haben so gänzlich alle Unreinlichkeit und allen Schmutz

über sich ergehen lassen, daß man mehr als bildlich, von ihnen zu sagen pflegte, — sie hätten im Geruch der Heiligkeit gestanden. Eben der Heiligengeruch ist von jeher würzig genug gefunden worden, die natürlichen übeln Gerüche des moralischen Zustandes zu übertäuben, und hat viele Asceten gemacht. Entbehrungen und Selbstpeinigungen müssen also wohl immer noch nicht so schwer seyn, wie Rechtschaffenheit und Tugend. Daß mithin der ascetischen Bearbeitung des Menschen nur bedingter Werth zukomme, versteht sich von selbst. Aber ich glaube sogar, daß es eine Wollust und Sünde der Ascetik gibt.

Wir lesen in Legenden mancher Heiligen oder gottseligen Personen Unternehmungen und Handlungen derselben, die uns mit Ekel und Unwillen ergreifen. Margaretha, die Tochter des Königs Bela von Ungarn, leistete Kranken die geringsten Dienste; sie säuberte sie von Ungeziefer, trug ihre Nachtstühle aus, und was dergleichen mehr war. Die heilige Elisabeth trank aus Demuth von dem Wasser, in welchem Kranke ihre Füße gewaschen hatten. —

Die heilige Wilbirgis hatte ihre Keuschheit der heiligen Jungfrau anempfohlen; aber nicht genug, daß diese und Christus selber ihr erschienen waren, und die genaueste Aufsicht versprochen hatten, verharrte die Heilige fortwährend in einem solchen, ich weiß nicht, ob gerechten Mißtrauen gegen sich selbst, daß sie einen eisernen Ring um ihren Leib legte, über welchen dann das Fleisch wuchs, bis es faulte und den Ring zum Rosten brachte. Dieser sprang endlich, und riß das Fleisch mit aus. — Und so haben noch in neueren Zeiten fromme Schwestern in Spitälern Wunden ausgesogen, die sie hätten auswaschen können; ja sie haben es zur Abstumpfung eines natürlichen Ekels, der uns zu heilsamen Zwecken inne wohnt, dahin gebracht, daß sie an Eiterlappen saugen und zuletzt eine unbeschreibliche Süßigkeit darin finden konnten. — Wenn diese versteckte Genußsucht eine Tugend ist, so sind freilich jene Schlemmer, die bloß auf seltene und vielleicht seltsame Gegenstände ihrer Tafelbereicherung gefallen sind, noch nicht heilig zu sprechen. —

Andere haben ihren Körper entstellt, und eine Tugend darin gesucht, worin sie ein Verbrechen begingen, indem sie das Siegel der Gottheit verletzten. Noch Mehrere haben sich zur Uebung christlicher Erniedrigung — niederträchtig gemacht, um vielleicht eine desto hochmüthigere Heiligkeit zu gewinnen.

Doch was ich eigentlich meinte, ist jener Widerspruch der Ascetik mit sich selbst. Gerade die strengern Mittel derselben, wie die Geißelung, treiben weniger Teufel aus, als sie solche aufwecken. Der höchste Grad der Wollust ist ein Schmerz, und so kann denn auch der Schmerz zur Wollust gehandhabt werden. Es liegt in der Natur der Sinnlichkeit, daß sie sich aufrafft und stärkt, wenn sie angegriffen wird, und die Erfahrung lehrt, daß alte, abgelebte Wollüstlinge den ohnmächtigen Reiz in ihrem durchsündigten Körper mit Ruthenstreichen anfachen und ermannen. Daher nimmt es sich etwas verdächtig aus, wenn wir in Legenden von gar ansehnlichen Heiligen lesen, daß sie sich im ärgsten Drang sinnlicher Triebe — in

Disteln und Dornen gewälzt hätten. — Es scheint am Ende ziemlich auf Eins hinaus zu laufen, wie und auf welcher Unterlage man einen sinnlichen Trieb abtode, das heißt doch immer — befriedige oder zufrieden stelle; wenn man ihn einmal nicht mit dem königlichen Ansehn seines Willens oder Unwillens ehrerbietig und beschämt zu machen vermag.

Ist das nicht der barste Hohn, den die Natur an armen Frömmlingen übt? Feinere Schalkheiten erlaubt sie sich ohnehin öfter. Bekanntlich werden nämlich die Felle mancher Thiere für die Eitelkeit der Menschen weich und sanft gegerbt. Wie nun, wenn das Gerben des eignen Fells die erbärmlichste Eitelkeit, nämlich die des frommen Dünkels, erweckte?

Ich will darüber nicht weitläuftiger werden. Eine Wehmuth kreist um mein Herz. Die Erinnerung an eine fromme Knabenzeit wacht auf, und will mich bestechen. Da liegen die vergriffenen Legendenbücher über große Heilige und Büßende vor mir aufgeschlagen. Mein Herz stieg und meine Phantasie flog damals.

Ich griff in der stillen Kammer, wo ich saß, nach der nächsten Zaspel Garn, warf mein Kleid ab, und zerschlug mich mit wachsendem Eifer über den Rücken oder wohin die Andacht traf. — Ach! ich bin niemals wieder so selbstzufrieden mit mir gewesen, wie dazumal mit funkelndem Rücken. Könnte ich doch jetzt die Verdienste anrechnen, die ich damals hinterlegt zu haben meinte! Aber die Thorheiten und Irrthümer sind nicht ausgeblieben, für die leider! der Strang Garnes kein Ableiter und keine Abfindung geworden ist! —

Ich brauche hier nicht im Gegensatze zu einer in vieler Hinsicht blödsinnigen Ascetik die Rechte unseres Körpers auf Pflege, selbst auf Schmuck, — nicht die Bestimmung unserer Sinnlichkeit zum Pomeranzenbaumkübel unseres in fremdes Klima versetzten Geistes zu betrachten. In unserm angebauten, fest begrenzten und abgesteinten, fein gefurchten und reich bepflanzten Leben haben wir der rohen Rott- und Ackerwerkzeuge weniger, als der Gartengeräthe und der Menschenhand nöthig. Wir sehen heut-

tigen Tags den Luxus nicht mehr für einen im Dienst der Hölle werbenden Seelenverderber an; wir halten die Bedürfnisse für Mäzenaten der Fähigkeiten des Menschen, und freuen uns jedes Triebes als eines Sproßenauges der Seele.

Diese Ansichten sind aber zugleich auch echt-christlich. Wie Christus selbst frei von allem kirchlichen Aeußern und Beiwerk ist und machen will: so läßt er uns auch ohne eifernde Vorschriften hinsichtlich des Ascetischen. Er dringt auf reine Gesinnung und edeln Willen, und überläßt es Jedem, die Mittel zu suchen, die ihn hierzu äußerlich unterstützen mögen. Ja wir finden ihn sogar den frohen Genüssen und kleinen Zierden des Lebens gewogen; da er denn die liebreiche Maria, die seine Füße mit kostbarem Nardenöl einreibt, nicht zurückweist, wohl aber den Judas, der es tadelt. — Doch auch die Kirche selbst, die sonst ihre Kinder mit so strengen Ruthen erzieht, scheint solchen freisinnigeren Ansichten nicht immer ungünstig zu seyn, und z. B. für Fasttage eine Enthaltung von Fleischspeisen nicht sowohl zur

Uebung der Enthaltsamkeit, als vielmehr auch darum vorzuschreiben, damit sich die Kochkunst in Fisch- und Mehlspeisen erfinderischer zeigen möge. Und so haben stets Schlemmer und Schranzen die strengsten Fasttage in den Klöstern als wahre Festtage zu feiern verstanden.

Man ladet sich für den hehren Gründonnerstag in das Franziskanerkloster zum Mittagmahle, und sendet in der Frühe guten, — und was auch gut ist, — viel Wein in das Kloster. Man will den ernsten, erinnerungsvollen Tag unter ernsten, frommen Männern und bei ihrer Erbauung zubringen; sagt aber kurzweg, und weil es nicht gut steht, solche andächtige Gefühle unbemäntelt zu zeigen, daß man sich bei den Mönchen an Stockfisch ergötzen wolle. Und wirklich sind denn auch des Abends die frommen Väter meist ohne Kopf.

Man ist zahlreich versammelt. Der Pater Guardian hat zwölfen seiner untergebenen Patres in Erinnerung an die Demuth des Heilands die Füße gewaschen. Alles ist von dem Menschen nicht zu verlangen, und daher muß

man mit ungewaschenen Mäulern, wenigstens bei jenen zwölf Mönchen, Nachsicht haben. Wenn nur die Köpfe nicht ungebadet bleiben Dafür aber wird gesorgt: denn schon eilt ein Jeder, zwischen den Füßen und dem Kopf eine starke Leiter von Fisch- und Mehlspeisen aufzurichten, auf welcher, — wie denn fromme Mönche von jeher mit Besuchen von Geistern beglückt worden sind, — die Engel der verschiedenen Gastweine gar lustig auf- und abschweben. Wohl dem, der sich mit einem schwachen Magen von den Franziskanern erbauen läßt! Er wird für die beiden folgenden Fasttage, den Charfreitag und Samstag, die dankenswerthe Erleichterung haben, die ein s. g. Katzenjammer in Beobachtung des Fastengebotes gibt.

Die Cisternen der Mönche benutzen die günstige Regenzeit, und gegen Abend ziehen neue Weinwolken nach dem Kloster hin. Die Gäste setzen sich nun trinkmüde zu einem Pharao- oder Kartenspielchen. Die Franziskaner bedienen ihre Gäste; nicht ungeübt in Weltmanieren sprechen sie viel, und sagen wenig. Heut ist

ihnen das Lehramt abgenommen, und nur das Leeramt für die Gläser mit anvertraut. Gewohnt in allen guten Dingen durch Ermunterung und Beispiel voran zu gehen, bleiben sie heute gewiß nicht zurück. Dazwischen sondern sie, wie einst am Tage des Gerichtes die Böcke von den Schafen gesondert werden sollen, die leeren Flaschen von den vollen; sie tragen hin und her, wandeln ab und zu. In der Dämmerung versuchen sie dann, ob sie ihre Zellen in den dunkeln Klostergängen ohne Licht zu finden vermögen, und wenn sich keine Flaschen verirren, — die Franziskaner irren sich nicht. Die Feier des Tages und die Gunst des Abends sind es werth, daß man sich einen kleinen Vorrath von — Erinnerung auf Bouteillen zapfe, um in der stillen Zelle und in einsamen Stunden sich daran zu laben. — Wie dann am Ende des Festes die Gäste nach Hause kommen, weiß ich nicht, und bescheide mich auch, mehr zu wissen, als die achtbaren Gäste selber.

Man sieht aus diesem zufälligen Beispiel, daß doch die Klöster noch einiger Maßen die Zu=

fluchtsorte jener kirchlichen Ascetik sind, der sich der Laie immer mehr entziehen möchte.

Wenn wir aber die Ascetik hintansetzen, diesen Nothstall für die Sinnlichkeit gänzlich abbrechen, — wie soll der Mensch Herr über die bösen Geister werden, die ihn im Bollwerk des Fleisches belagern? Wie soll er sich der Krokodille erwehren, die im warmen Strome des Blutes auf jeden neugebornen guten Gedanken, auf jeden heranwachsenden Knaben fröhlichen Entschlusses lauern, und vielleicht gar einen jungen Moses sammt seiner verpichten Korbwiege verschlingen?

Ich sollte glauben, wir könnten in Gottes Namen einen guten Theil dieser Schrecknisse mönchischer Moral für Klostergeburten ansehen. Von jeher haben Mönche und Mönchische jedem menschlich = tüchtigen Triebe Hörner aufgesetzt und einen Schweif angebunden. Die keine Kinder, keine Engel der Unschuld, zeugen oder zeugen dürfen, sind immer gestimmt, Teufel zu machen. Das ascetische Blut ist voll Faserstoffes zum — F a s e l n, und es ist merkwürdig, daß

unter allen Menschen gerade die gottseligen Einsiedler und strengen Asceten am meisten von Teufeln versucht worden sind, die so unverschämt waren, sich immer leibhaftig darzustellen. Aber nichts peinigt ja die Menschen überhaupt so sehr, als was sie erträumen. Doch ist es immer noch tröstlich genug für die Laien, daß die Geistlichkeit, die solche böse Geister macht, sich wenigstens die Macht vorbehalten hat, dieselben auch auszutreiben, und die Gerechtsame, die Geißeln zu deren Züchtigung zu liefern.

Damit soll aber nicht verkannt werden, daß Triebe und Leidenschaften im rohen Zustande der Menschenstämme ohne Vergleich unbändiger waren, und die Selbstbeherrschung gewaltthätiger erscheinen mußte, als auf der Stufe der Bildung, wo Recht und Ordnung so handfeste Diener, und Sitte eine so ehrenfeste Duenna der Sittlichkeit sind; soll nicht verkannt werden, daß die Lüste die ewigen Erbfeinde des Geistes bleiben. Aber auch in frühern Zuständen der menschlichen Gesellschaft hätte eine tiefsinnigere

Ascetik lehren sollen, die Sinnlichkeit, statt sie aufheben oder lähmen zu wollen, durch eine Art von diplomatischem Gleichgewicht ihrer Kräfte viel sichrer zu beherrschen. Die engherzigen Ansichten vom Werth und von der Bestimmung der sinnlichen Regungen ließen es aber freilich nicht zu. Man war vergnügt, wenigstens einzelne, schweigsamere Triebe, vielleicht eben diejenigen, die zu Widersprechern der heftigeren hätten stark gezogen werden sollen, zu unterdrücken; so wurden diese heftigeren nur immer anmaßender und gewaltiger. Man freute sich, die bissigen Hunde einzusperren, daß sie nur heulen könnten, statt daß man sie zum Radtreten in der Schmiede des sittlichen Lebens abgerichtet, dadurch zahm gemacht, und zugleich Förderung des Geistes gewonnen hätte. Man that sich nicht wenig darauf zu gut, daß man sein Leben lang die Hunde der ausgelaßnen Triebe dressirte, ohne daß man Zeit gefunden, oder sich selbst dazu gebracht hätte, mit denselben auf die Jagd freier Tugenden zu gehen.

Die wahre Ascetik lehrt, die sinnlichen Triebe in lebendig-schöne Thätigkeit zu versetzen; die Geister der Begierden im Tanze des Lebens zu ermüden; die Leidenschaften nicht von Aussen anzugreifen, weil Zwang nur reizt oder empört, sondern von Innen zu führen, weil alle eigentliche Herrschaft von Innen kommen muß.

Die Mönchsascetik hat sich an der Freiheit und dem Adel der christlichen Menschheit arg versündigt, ohne daß ein gerechter Ersatz dadurch wäre geleistet worden, daß sich die Mönche selbst desto mehr gegönnt und gestattet haben.

Richtung und Bewegung.

Wir finden die Menschen, die durch Gunst des Geschicks über des Lebens Mühen und Erringnisse erhoben sind, theils dem Vortheil und Genuß, theils der Liebe und Andacht zugekehrt.

Nach dem, was sie wollen und suchen, schäz-zen wir sie; aber weder die Einen noch die Andern fühlen sich immer glücklich. Vortheil und Liebe zerstreuen, Genuß und Andacht ver-düstern; und die irdischen Gemüther sowohl, die ihren Spott gegen die Liebreichen und An-dächtigen nicht unterdrücken können, als diese, die ihre Verachtung gegen jene zu bekämpfen suchen, begegnen sich öfter darin übereinstim-mend, daß sie die Fröhlichkeit jener Stände be-neiden, die, in der Schmiede und am Ackerge-räth des Lebens schwitzend, weder zum Genuß noch zur Andacht kommen können. — Aber eben in diesem Mühen liegt ihre Zufriedenheit; denn sie wandeln auf der grünen Maiwiese der irdi-schen Bestimmung. —

Die Richtung gibt dem Menschen seinen Werth, aber die Bewegung sein Glück. —

Petrus und Judas.

Es sey erlaubt, diese Beiden, die ja doch selbst in des Heilandes Nähe beisammen waren, auch hier neben einander zu bringen, — den Glatzhaften mit dem Zornbüschel von Haaren über der Stirne, und den Rothköpfigen mit den buschigen Augenbrauen.

Es fällt uns an beiden die Verwandtschaft des Verbrechens mit der Verschiedenheit der Reue auf. Judas verrieth, Petrus verläugnete den Meister; dieser aber büßte mit Thränen, jener mit einem Strick. Und da man einmal, wenn es eben auch nicht das Richtigste ist, die Handlungen der Menschen nach ihrem Erfolg und Ausgang prüft und würdigt: so ist Judas das Vorbild aller s. g. Galgenvögel, Petrus aber das der reumüthigen Sünder geworden.

Das Aeußerste wird freilich in der morali-schen Welt eben so wenig, als in der feingesell-

schaftlichen gebilligt; sonst würde ich behaupten, die Reue des Judas sey nur zu übertrieben, eigentlich aber viel stärker, als jene des Petrus gewesen; indem solche zu einem *Gefühl* der Vernichtung angewachsen war, das ja gar leicht in die *Hand* der Vernichtung treibt. Wenn daher der Himmel einem Sünder um seiner Reue willen gnädig ist: so wird er es auch mit einem Menschen nicht auf das Strengste nehmen, der eben in der Reue zum Sünder ward.

Will man aber eine menschliche Handlung nicht am Erfolg, sondern am Beweggrund, nicht an der Mündung, sondern an ihrer Quelle kosten und prüfen: so würde sich vielleicht Einiges zur Entschuldigung des auf ewig gebrandmarkten Judas anführen lassen.

Aller Irrthum sämmtlicher Apostel ging aus ihrer Idee, oder vielmehr aus der jüdischen Lehrmeinung vom *Messias* hervor, der nun durchaus ein Erlöser aus *bürgerlicher* Abhängigkeit und ein Stifter weltlicher Macht seyn sollte. Von der Geistesübermacht ihres erhabnen Meisters, von der Gewalt seiner Rede und

seines Blickes hatten die Jünger Proben und gewiß die höchsten Begriffe; nur wollte ihnen die Zeit bis zur Einrichtung seiner weltlichen Herrschaft zu lang werden, und sie hatten sich doch bei wiederholten Rangstreitigkeiten die besten Stellen bereits ausgesucht. Endlich war Jesus feierlich in Jerusalem eingezogen, und die Tausende, die das Osterfest aus allen Gegenden des Landes in der heiligen Stadt zusammen geführt hatte, schienen dem wunderthätigen Lehrer ergeben und zu allem bereit zu seyn. Dennoch blieb derselbe unentschlossen, selbst als er von seinen heimlichen Anhängern im hohen Rath der Priesterschaft vernahm, daß man beschlossen habe, ihn zu tödten. Auch Judas wußte dies und überlegte, daß Alles verloren seyn würde, wenn sich das begeisterte Volk nach dem Osterfest erst wieder verlaufen hätte. Daher entschloß er sich, durch den Verrath seines Herrn und Meisters einen Gewaltstreich der Priesterschaft gegen denselben und hierdurch die Entrüstung und Gewalteingriffe des begeisterten Volkes herbei zu führen, und so den Anfang der

Messiasherrschaft zu beschleunigen. Aber zu schnell und ehe die Menge zur Besinnung kam, war der erhabne Meister dem weltlichen Arm der Römer überliefert. Hätte Judas um die 30 Silberlinge den Verrath begangen, warum warf er sie der Priesterschaft vor die Füße und gerieth in Verzweiflungsreue? Laut und öffentlich legte Judas, bevor er sich erhenkte, Zeugniß für seinen Lehrer ab, in jenen Augenblicken, da Petrus, wiederholt gewarnt von seinem Meister, ihn mit Betheurungen verläugnete. Als aber der, erst bei der Warnung Jesu so Ereiferte nunmehr seiner Menschenfurcht inne ward, überschritt seine Reue doch nicht das Maaß eines beträchtlichen Weinens.

Von diesen Thränen soll, wie Reisende versichern, hier und da noch etwas aufbewahrt werden. Niemand aber weiß mit Gewißheit, wohin der Beutel gekommen ist, in welchem Judas die 30 Silberlinge verwahrt gehalten hatte. Habe ich nun gehört oder geträumt, — kurz, Petrus soll in dem Vorhof des Hohenpriesters, wo ihn eine Magd zuerst so in die Klemme

brachte, jenen bocksledernen Judenbeutel mit dem schmutzigen Bindriemchen gefunden, und die römische Kirche soll ihn mit der Erbschaft Petri, die sie ja bekanntlich gemacht zu haben bekennt, überkommen haben.

Worin besteht nun aber vor Allem diese Erbschaft? — Die Reue des feurigen Petrus hat die Kirche nicht geerbt; denn wie wir früher schon bemerkt haben, bereut die römische Kirche nichts. Dagegen hat sie etwas vom Verläugnen, wenn auch eben nicht des göttlichen Meisters selbst, doch seiner einfachen Lehre der Liebe und Freiheit geerbt. Eben so ist das anmaßliche, vordringliche Wesen jenes Apostels, wodurch er die Eifersucht der übrigen Jünger oft erregte, auf seine römischen Nachfolger übergegangen, wie der Vorzug beweist, den sich der römische Bischof vor den übrigen Bischöfen zu verschaffen gewußt hat.

Aber das beste Stück jener Erbschaft sind ohne Zweifel die Schlüssel des Himmels. Auf diese gründet sich denn auch die folgerichtige Intoleranz der römischen Kirche; denn wer die

Schlüssel zum Himmel führt, kann natürlich auch allein selig machen. Diese Schlüssel verwahren zugleich den großen Gnadenschatz für Zeit und Ewigkeit, und öffnen das Wechsel-Comtoir des Ablasses. — Genug, es ist eine außerordentliche Erbschaft!

Nun hat zwar die römische Kirche mit diesen Schlüsseln kein Hehl, sondern führt solche, selbst in ihrem Wappen so offen und mit solchem Ansehn, daß sogar die Kammerherrn der weltlichen Fürsten ihre Schlüssel nur ganz verstohlen an den Rückenknöpfen ihrer Röcke tragen: nirgends aber läßt die Kirche etwas vom Judasbeutelchen merken, obschon der Petrusschlüssel in der Art, wie man die Schlüssel zu den theuersten Verwahrnissen am Geldbeutel trägt, schicklich am Judasbeutel hängen sollte.

Dennoch ist es außer Zweifel, daß der Judasbeutel mit zur Erbschaft der römischen Kirche gehört. In diesem Beutel hat sich nämlich gleich anfangs der apostolische Irrthum von der weltlichen Macht Christi und des Christenthums auf die römische Kirche vererbt. Judas hat diesen

Irrthum bitter genug gebüßt; die Kirche aber, der es ja gelang, diesen Meinungsirrthum glücklich genug in der Wirklichkeit durchzusetzen, hatte keine Veranlassung, sich zu henken.

Ausserdem aber, wo kann der Vatikan schicklicher, als in jenem Beutel, das Handgeld verwahren, welches er von der Priesterschaft, — ich meine vom Priester-Interesse — für den Verrath des göttlichen Meisters, nicht in seiner Person, sondern an seiner Lehre, erhalten hat? Und da nun dieses Handgeld, wie einst des Judas Silberlinge, nicht wohl in den Opferkasten gelegt werden konnten: so ist dafür ebenfalls ein Töpferfeld angekauft worden, aus welchem die Kirche zuerst den Thon zu den Töpferarbeiten der Gebräuche und zu den Backsteinen der Dogmen genommen, hernach aber dasselbe zu einem — Ruhefeld des Wohlbehagens und Genusses verwendet hat.

Siehe da, nachdenklicher Leser, die Gründe, warum ich mir nicht ausreden lasse, sondern behaupte, daß die römische Kirche nicht nur den Petrus, sondern auch den Judas beerbt habe.

Und sie selbst mag entscheiden, ob ihr der Schlüssel für den Himmel, oder der Säckel für die Erde das vorzüglich theure Stück sey. Soviel nur wissen wir Laien, daß sie den Schlüssel oft genug zum Besten des Säckels gebraucht hat.

Der Mensch.

Was bist du, Mensch, mit deinem Ehrenpreis? —
Vom Lebensbaum ein abgestoßnes Reis,
an dem des Schädels Schneckenhäuschen klebt,
darin ein Geist die tausend Wunder webt. —
So liegst du da, ein Spiel im Erdgewühl,
glänzest und — klebst; wie künstlich ist dein Haus?
Doch streckst du deine Fühler aus,
hast du dein Ziel, — des Himmels Vorgefühl.

C e r e m o n i e n.

Aber es kommt die Zeit, ja sie ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden.

Joh. 4, 23.

In Plutarchs Lebensbeschreibung des römischen Königs Numa ist folgende Stelle zu lesen: „Da Numa einsah, daß es kein geringes und leichtes Unternehmen sey, ein so unruhiges und verwildertes Volk zu leiten, so nahm er die Götter zu Hülfe, und suchte durch zahlreiche O p f e r, F e s t a u f z ü g e und Reigen, welche er selbst ordnete und leitete, und die bei feierlichem Ernste zugleich unterhaltende Ergötzlichkeit gewährten, den ungestümen kriegerischen Muth zu zügeln. Mitunter nahm er auch durch Ankündigung unheilvoller Zeichen, seltsamer W u n d e r e r s c h e i n u n g e n ihren Geist unter demüthige Furcht vor dem Ueberirdischen gefangen."

Und späterhin heißt es wieder:

„Diese religiöse Bildung des Volkes machte dasselbe so lenksam, und erfüllte es mit so großer Ehrfurcht vor Numa's Macht, daß sie völlig mährchenhafte Sagen für wahr annahmen, und nichts für undenkbar und unmöglich hielten, sobald er es wollte." —

So treffen wir denn einen Gregor den Großen schon vor dem Papstthume selbst an, und freuen uns der alten Bekanntschaft aus der neueren Zeit. Welche Uebereinstimmnng kirchlicher Politik und ihrer Mittel im alten und neuen Rom! Sollen wir glauben, die Numa's auf dem Petrusstuhle wären dem alten König Numa auf die Schliche gekommen? Das wäre zu prosaisch, vielleicht auch unrichtig. Sollen wir annehmen, daß auch das Religiöse, gleich der Pflanzen- und Thierwelt, einem Zusammenwirken des Bodens und Himmelstriches unterläge, mithin an einem und demselben Orte dieselben Formen immer wieder zum Vorschein kommen müßten? Dieser Ansicht widerspräche es nicht, sondern es dehnte sie aus, daß die Re-

formation im Norden entstanden ist, wo ja doch andre römische Früchte auch nicht fortkommen wollen. Dennoch ist diese Ansicht für kirchliche Dinge zu naturphilosophisch, und wir müssen wohl der römischen Kirche zu gefallen, die der Mystik gewogen ist, jenes verwunderliche Uebereinstimmen des vorchristlichen Papstthumes mit dem nachchristlichen — mystisch erklären, nämlich als ein wirkliches Vorbild in dem Sinne, wie die Kirche das alte Testament ebenfalls als ein Vorspiel des neuen erklärt. Dadurch würde wenigstens ein Theil des Heidenthums zu römisch-christlicher Bestimmung gewonnen, und die erbauliche Betrachtung fände Raum, wie das altrömische Kirchenwesen viel früher schon (nämlich etwa 700 Jahre) vor Christus päpstlich aussehen konnte, als das Christenthum nach seinem Stifter Zeit brauchte, wieder — altrömisch auszusehen; denn die Gregore numaisirten ja, so zu sagen, ganz wacker schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Freilich müssen wir aber so billig seyn, dasjenige, was dem Ceremoniendienste des römischen Kö-

nigs an der vollständigeren Ausstattung des päpstlichen Kirchenwesens noch abgeht, mit der Beschränkung des bloß Vorbildlichen zu entschuldigen, welches ja immer nur eine Hindeutung auf die höhere Entwicklung ist, wie sich etwa die vollständigen Vorderfüße oder Arme der vollkommneren Säugethiere in den mit Nägeln versehenen Flügelstummeln der Strauße vorgebildet finden.

Es würde nicht unersprießlich, ja selbst nicht unvergnüglich seyn, eine nähere Vergleichung des altheidnischen Ceremonienwesens mit dem neueren der römischen Kirche vorzunehmen: indeß widerstehen wir männlich dieser Lockung, und wenden uns lieber, der eignen Erbauung wegen, zur Betrachtung der religiösen Gebräuche selbst.

Was sind, was wollen Ceremonien?

Fragend gelangen wir weiter. Sind Ceremonien um derentwillen da, die solche geben, oder zum Behuf derer, die sie empfangen? Wäre jenes der Fall, so hätte Numa im voraus die beste Bestimmung gegeben; die religiöse

Bildung machte nämlich das Volk sehr lenksam und gläubig. Plutarch giebt bei diesem Anlaß von der Gläubigkeit des Volks ein Beispiel, das wieder die Natur des Vorbildlichen nicht verläugnet. Numa lud nämlich einmal eine Anzahl Bürger zu Tisch, und ließ ihnen ganz alltägliche Speisen in geringem Geschirr vorsetzen. Schon hatten sie zu speisen begonnen, als Numa erklärte, die Göttin, seine Gemahlin, komme, ihn zu besuchen, und in demselben Augenblicke zeigte er ihnen das Zimmer voll kostbarer Geschirre, die Tafel mit der größten Mannichfaltigkeit von Speisen besetzt.

Die Römer waren dazumal noch nicht reich, und auswärtige Könige kamen noch nicht barfüßig in den Vorhof eines römischen Numa: darum mußte der König noch selbst die kostbaren Geräthe und köstlichen Speisen stellen, die er für seine Person verwendete und behielt. In späteren Zeiten aber trugen Fürsten und Könige zu Rom eine Herrlichkeit zusammen, die Plutarch noch nicht beschreiben konnte, einen Reichthum, nicht nur an Trinkgeschirren und

Tafelgefäßen, sondern an Sceptern und Kronen sogar, an goldnen Ketten und Schwertern. Auch Steigebügel waren darunter, nicht als Reliquie von jenem Maulthiere, das der Heiland barfüßig bestiegen hatte, sondern die von Kaisern waren gehalten worden, um anzudeuten, daß sie dem Dreifachgekrönten die Demuth abgenommen, und ihn selbst in die Höhe gebracht hätten. — So glänzend veränderte sich die zweite Hälfte des Numaischen Gastmahles; wofür jedoch die erste Hälfte desselben auch ohne alle Veränderung durch so manches Jahrhundert geblieben ist: was nämlich den bewirtheten Gläubigen in Rom geboten wurde, — immer waren es alltägliche Gerichte in gemeinen Geschirren. —

Bei der Betrachtung solcher Herrlichkeit, die nur durch Abhängigmachung vieler Herrscher und Völker gewonnen werden konnte, dürfen wir indeß nicht etwa glauben, daß der prunkvolle Ceremoniendienst, vermittelst dessen solche geistliche Oberherrschaft erworben und behauptet wurde, um jener Herrlichkeit willen, —

mithin die Ceremonien zum Besten der Kirche gemacht seien, die solche gegeben hat. Zwar können wir Niemand, der auf den äußeren Schein eine Wahrscheinlichkeit baut, seine Gedanken mit Gewalt nehmen: dennoch glauben wir unsern Theils, daß jenes Ceremonien-Geflecht nichts anders sey, als ein großes aus Goldfäden gewebtes und mit Kronen beschwertes Netz. Mit allem Fug haben es die Nachfolger und Erbnehmer des Fischers Petrus ausgesponnen und ausgespannt, weil sie — Menschenfischer geworden sind, und wohl wissen, daß die Menge mit Prunk und Sinnlichkeit am leichtesten gefangen wird. Das Netz ist aber nur um derentwegen da, die für das Himmelreich gefangen werden; ja, soweit ist die Kirche davon entfernt, jene Herrlichkeit für sich selbst zu gewinnen, daß wir derselben vielmehr wegen des Gegentheils unsere Bewunderung und unsern Dank schuldig geworden sind. Denn jenes Anspruches der Schrift eingedenk, — daß kein Reicher in's Himmelreich eingehen könne, — hat sie selbst, sobald sie sich nach

den ersten Jahrhunderten eigner Armuth, jenes Spruches erinnerte, einen, im Anfang auch recht glücklichen Versuch gemacht, der gläubigen Welt solch' ein Hinderniß ewigen Lebens abzunehmen. Sie hat gleichsam unsere Verdammniß auf sich genommen, und in ihren Kirchen und Kirchenthümern Niederlagen für die an der Mauthgrenze des Himmels verbotenen Artikel errichtet. Und wissen wir denn überhaupt auch, da die Kirche selbst unter dem Einflusse fortwährender Inspiration steht, ob es nicht ein geheimer Vorbehalt der Tradition ist, daß die Kirchenschafe nur geschoren in's ewige Leben gelangen können? Wie sehr käme dieß zumal jetzt der Kirche zu gut, da sie eben wieder so viel Wolle braucht, — zu den neuen Ordenshabiten und Kutten, wie zu den Monturen der Glaubenskämpfer und Congregations-Miethlinge, die mit Schwert und Feder fechten!

Doch wir sind ja damit einverstanden, daß Ceremonien nur zum Behufe derer gegeben sind, die solche empfangen. —

Plutarch läßt, wie wir gelesen, den König

Numa seine Zuflucht zu religiösen Gebräuchen gegen ein verwildertes Volk nehmen. So gilt es mithin, durch Sinnbilder die Sinnlichkeit der Menschen zu ergreifen, um in ihnen das Gefühl des Uebersinnlichen zu wecken. Sinnliches mit Sinnlichem, — Stahl und Stein schlagen an einander, um einen Funken zu erzeugen. Freilich wird dabei vorausgesetzt, es werde das zwischen beiden liegende Herz schwammicht genug seyn, um den Funken aufzufangen; wenn nicht vielleicht recht schlagende Andachtmittel zugleich dazu dienen sollen, das Herz selbst mürbe und zündbar zu machen.

Das Sinnliche in der Religion soll also nur zur Einkleidung der Gedanken des Göttlichen dienen; doch nicht der Einkleidung selbst wegen, welches Sache der Poesie und Kunst bleibt, sondern um die Ideen und Gefühle des Uebersinnlichen, die noch in der Seele des Beschauenden schlummern, zu wecken, und das Herz desselben empor nach dem Himmel selbst zu richten.

Wenn nun Sinnbilder vorzüglich auf die Vorstellungen vom Uebersinnlichen führen, und erst mittelbar durch Vorstellungen die Gefühle erwecken und entflammen: so möchten wir gern noch eine andre Klasse von Ceremonien unterscheiden, die weniger durch Sinnbildlichkeit als durch Sinnliches, gleichsam hinter dem Rücken der Gedanken, auf das sinnliche Empfindungsvermögen zu wirken gemacht sind. Wir wollen solche Gebräuche rücksichtlich der verwandtschaftlichen Einwirkungen des bloß Stoffartigen auf unsere Sinnlichkeit, und zum Unterschied von den Symbolen — Sympathien nennen. Gebräuche letzterer Art haben in der römischen Kirche eine vorzügliche Pflege gefunden, obgleich Symbole an sich viel höher stehen. Im Sinnbilde nämlich soll das Bild nur seines Sinnes wegen da seyn, sich selbst aber nicht geltend machen. Eine wunderbare Verwandtschaft herrschet zwischen dem Sinnbilde des Göttlichen und der Seele des Menschen. In dem Maße nämlich, als das Bildliche, das Sinnliche, in jenem schwindet und das Göttliche

durchscheinen läßt, streift auch die Seele des Menschen die Sinnlichkeit ab, und wendet dem Göttlichen ihr Geistiges entgegen. Umgekehrt aber giebt sie die Seele mittelst ihrer Sinnlichkeit dem Sinnlichen, das am Sinnbilde vorherrschet hin, und tanzt mit ihm den phantastischen Reigen. Denn vor der verhüllten Gottheit behauptet das Sinnliche sein Recht, wie sich auch die Winterseite der Erde in dickere Wolken rafft. Unter dem Eindrucke des Sinnlichen setzen sich gleichsam härtere Schwielen im Gemüthe des Menschen an.

Daher sollen religiöse Sinnbilder dem Erhabenen verwandter als dem Schönen seyn. Wenn nämlich dieses aus der vollkommenen Uebereinstimmung der Idee mit ihrer Einkleidung hervorgeht: so scheint im Erhabenen ein übermächtiger Geist sich aus seiner Verhüllung zu reißen. Dort entzückt uns der herabgestiegene Geist im irdischen Gewande, durch welches er uns eingekörperten Geistern verwandt wird, und an dem wir mithin ein bleibendes Wohlgefallen finden; im Erhabenen dagegen wirft der aufschwe-

bende Geist die nichtige Hülle von sich, um seine Himmelfahrt zu halten; wir vergessen des vergänglichen Stoffes, der ihn nicht fesseln konnte, und sehen mit Sehnsucht dem Entschwebenden nach. Zu solchem Aufblick soll das religiöse Sinnbild leiten; und die Worte Innocenz des Dritten, die er, freilich in sehr verschiednem Sinne, an die Gräfin von Flandern schrieb: Acquires eo plus animae, quo minus corpori reservabis, (so viel du dem Körper entziehst, gewinnt die Seele) finden hier eine bildliche, obwohl richtigere Anwendung.

Um nun hier bei Innocenz dem Dritten, diesem Kirchenpfeiler, den römisch-kirchlichen Sinnbildern näher zu treten; so muß wohl eingestanden werden, daß viele dieser Ceremonien bedeutsam genug sind, und der Gedanke mit seinem Bilde in erhebender Uebereinstimmung steht. So scheint es mir, um nur des Einen zu gedenken, sinnvoll und passend, daß an der Mittwoche nach den tollen Tagen der Fastnacht, da der Phantasie in alle Gebiete des Traums und des Lebens zu schwärmen vergönnt war, die

Kirche den Gläubigen auf der Stirne voll Einbildung mit Asche bezeichnet, und ihm zuruft: Gedenk', o Mensch, wie du Staub bist, und in Staub zurückkehren wirst. — Dabei darf nicht übersehen werden, daß diese Handlung auch darum wirksam bleibt, weil sie alle Jahre nur einmal vorkommt; da, wie wir später noch erinnern werden, religiösen Gebräuchen nichts mehr schadet, als der tägliche Gebrauch. — Im Ganzen aber sind doch die kirchlichen Vorgänge mit Gebräuchen überladen, und die Gedanken, die in pomphafter Verhüllung vorkommen, oft sehr kleinlich. Von Letzterem ebenfalls nur ein und zwar geringes Beispiel. — Wenn unter der Messe das Meßbuch, welches vom Anfange auf der rechten Seite des Altars stand, nun feierlich, und bei der Hochmesse mit viel Bewegung und gespendetem Weihrauch, auf die linke Seite des Altars getragen wird; so fragen wir: Wozu geschieht das? — und erhalten zur Antwort: zur Erinnerung, daß das Evangelium von den Juden, die es verschmähten, zu den Heiden gebracht worden ist. — Grenzt das nicht an's

Spielende? Ja, ist das Symbol nicht schielend, und mit seinem Gedanken viel zu weitläuftig verwandt? — Bei diesem und noch gar viel ähnlichen Gebräuchen werden wir wieder an den päpstlichen Vorläufer Numa erinnert, der, nach Plutarch, unter andern verordnet hatte, daß man sich beim Beten umdrehen sollte, um hierdurch — die Umdrehung der Welt vorzustellen. — Hier ist der Gedanke zu groß für die kindische Einkleidung, wie er beim Umtragen des Evangelienbuches für die große Bewegung zu klein, ja als Erinnerung einer bloß kirchengeschichtlichen Thatsache nicht recht geeignet für symbolische Darstellung ist. —

Unsere Betrachtung soll keineswegs auf eine Durchprüfung aller, oder auch nur der vorzüglichsten römischkirchlichen Symbole gehen; sondern sich nur an das Allgemeine des Wesens und der Wirkung der Ceremonien halten. Dürften wir aber jene Einzelprüfung irgend Einem zur Beschäftigung vorschlagen: so wäre es jenen Katholiken, die noch aus Erziehung und Gewohnheit kirchlichen Vorgängen oft genug ge-

dankenlos beiwohnen, und in der Fluth, in der so viel Abgestorbenes verweset, abständig zu werden anfangen. Wahrlich, die Ceremonien würden alsdann vielseitig genug geprüft werden! Wir fahren im Allgemeinen fort.

Dem symbolischen Theil der Ceremonien ist eine fortschreitende Bildung sehr gefährlich; weil Sinn und Bild, die einst auf niedrer Stufe der Geistesentwicklung bedeutsam und ergreifend erschienen, vor einem an Geist und Geschmack veredelten Geschlecht ihre Geltung und Wirksamkeit verlieren müssen, wenn überdies noch, wie im Katholizismus, die Symbole zu zahlreich und daher auch größtentheils zu kleinlich sind. Denn der hohen, heiligen Ideen, die sich nicht in willkürlichen, sondern in Naturbildern aussprechen, deren Sinn und Einkleidung mithin ewig sind, giebt es nur wenige. Daher sind die besten Symbole, die sich im katholischen Cultus finden, nicht neu, sondern schon in den Mysterien der Heiden gebraucht worden. So galt in der Geheimfeier des Mithra das Kreuz als Sinnbild des ewigen Lebens, und die Ein-

geweihten bezeichneten sich, wie heute noch, obgleich in andrer Erinnerung, die Katholiken, mit dem Kreuzeszeichen. In denselben Mysterien kommen die Taufe und eingesegnetes Brot als Symbole vor, — gerade diejenigen, die auch Christus mit Vorliebe behandelt hat. Und freilich umfassen diese beiden Bilder des Brotes und Wassers den Kreis des Lebendigen; sie bezeichnen das wahrhaft Existirende, das Nährende, Erhaltende des Ewigen, das durch irdische Arbeit gewonnen, in der Verwandlung der Scholle gefunden wird, und sodann den Widerschein des Himmels in der Welle, die Wiedergeburt des Irdischen durch dieselbe zum Himmel, und welcher Reichthum von großen Wahrheiten sich weiter noch unter diesen einfachen Naturbildern verbergen mag.

Es soll der Kirche keineswegs zum Vorwurfe gesagt werden, daß solche Symbole schon früher dagewesen seyen; möchte sie doch immerhin das menschlich Wahre wieder gegeben, nur nicht das Brot des Himmels in das Fleisch der Sinnlichkeit verwandelt haben! — Auch ist es ja eine

und dieselbe römische Politik, die früher manche Gottheit besiegter Völker zu den Nationalgottheiten aufnahm, und später Festgebräuche bekehrter Heiden dem christlichen Kirchenthum aneignete. Dieß führt freilich auch zu einer Art von Allgemeinkirche, wenn auch eben nicht zum Katholizismus der reinmenschlichen Christuslehre. Und vielleicht, daß die neuen Apostolischen, die in Deutschland predigen und in Indien forschen, — das Heil des Papstthums und die Weisheit der alten Braminen zügleich verkündigen (evangelisiren), noch ein Unerhörtes zu Stande bringen, nämlich unirte Indier und Braminen-Cardinäle; oder daß sie den Glaubenskrieg, den sie aufs Neue entzünden, unter dem Janus-Bilde zweier mit den Rücken zusammengestellter Dalai-Lamas zu schließen denken. Damit mag es wohl auch in Verbindung stehen, daß, nachdem in der Dämmerung der frühern Jahrhunderte die Prälaten als Johanniswürmchen herumgeflogen sind, die mit dem Unterleibe und für dessen Bedürfniß leuchten, nunmehr am hellen Tage

des neunzehnten Jahrhunderts die neuen Kirchenlichter nur mit dem indischen Kuhmist auf der Stirne glänzen können, als Roßkäfer, deren abendlicher Ausflug gutes Wetter bedeutet.

Wir gehen von den Symbolen zu den Sympathien über, die auf größere Wirkung berechnet, von jeher eine Uebermacht über das Gemüth der Menge ausgeübt haben. —

Hohe Gewölbe umfangen eine zahlreiche Versammlung, die auf den Knieen liegt; durch trübe, oder auch gefärbte Fenster fällt eine Dämmerung herein; aus Nischen blicken die marmornen Bilder der Heiligen wie obhütend und Hände reichend auf die Gläubigen herab; an der Decke schwebt, von Engeln auf Wolken getragen, die Königin des Himmels; bei hundert Kerzen schimmern die kostbaren Gefäße, die goldne Einfassung der Reliquien, die seltsamen Gewänder einer zahlreichen Priesterschaft, die in mumienartiger Haltung die hohen Stufen des Altars auf- und abwandeln, sich knieen und beugen; in fremder Sprache und wechselnden Stimmen tönen Gebete und Gesänge; eine

gewaltige Orgel brauset wie Meeressturm herein, und trägt auf ihren Fluthen die Flöten- und Posaunen- und Sirenenstimmen, die Miserere und Hallelujah, und dem Sturm entgegen rollet aus goldnem Gefäß eine Wolke Weihrauchs, und betäubt die Schaaren, die sich bekreuzend, im gehobnen Kelche das ewig-fließende Blut des Erlösers anbeten.

Solche Stürme reißen wohl einen Granitfels von Herzen heraus, und tragen ihn auf ihren Wogen fort. Ich sage nicht, daß sie es thun könnten: ich habe selber, was sie zu thun pflegen, gefühlt wie Einer; freilich als gläubiger Knabe; aber auch den zweifelnden Mann erfaßt wohl in günstiger Stunde noch ihr Schauer. Ach! durchzieht ihr in der Erinnerung noch einmal mein Herz, ihr heiligen und namenlosen Gefühle? Und du, o wunde Wehmuth, und du, kranke Sehnsucht, kommt ihr wieder über mich? Rieselt die Unendlichkeit, wie lauer Mairegen, auf mich verwelkte Sprosse nieder? O mein Herz, wie oft bist du, ein nichtig Stäubchen, vom Naß deiner eignen

Wehmuth aufgequollen! — Und will nun über meinen Augen, die sich alles Irdischen in abwärts rollender Thräne entledigen der Himmel sich entzünden und öffnen? Dennoch, ihr Wächter auf der Zinne, ruft ja nicht zu laut: Herein, herein! hier unten wohnet das Heilige! — So nicht kömmt das Heilige; es kömmt, wie der Herr zum Propheten kam: — Ein starker Wind, der die Felsen brach, ging vorüber, aber der Herr war nicht im Winde; dann kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben; und nach dem Erdbeben ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Als aber ein stilles, sanftes Sausen kam, da hüllte Elia das Antlitz in seinen Mantel, und erkannte den Herrn.

Es ist kein Göttliches, sondern das Dämonische der Sinnenwelt, was mit solcher Fluth an die Ufer des Uebersinnlichen anschlägt, und ein Menschenherz in seiner betäubenden Brandung wiegt. Eine Sinnlichkeit, freilich nicht des groben, sündhaften Genusses, sondern die vielmehr auf geheimnißvolle Weise unsere geistige Natur anregt, und in das Spiel zieht, daher

auch die bessern Menschen bezaubert und kränkelnde Schwärmer oder herzmatte Sünder gewinnt. Darum stellt sich jene süße Ermattung und gereizte Selbstgenügsamkeit, die allen erschöpfenden Genüssen folgt, auch nach solcher Wollust der Andacht ein, statt jenes Friedens, jener Demuth einer erleuchtenden Erkenntniß, einer kräftigen, heiligen That. — Solche Ceremonien sind nur die aufgelesenen Trümmer eines alten Naturdienstes, der in seiner bezaubernden Zwitterhaftigkeit von Sinnlichkeit und Geist, in jenem Rausche der Buhlerei des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen der nüchternen Lehre des Heilandes so lange Zeit widerstand, so oft wieder von ihr ablockte, bis es ihm zuletzt gelang, sich mit günstigem Vorbehalt zu bekehren, so daß er nämlich anfangs bloß seine Honigkuchen zu den einfachen Mahlen der Gläubigen mitbringen durfte, nach und nach aber die weltfreie Lehre von einem heitern Aufblick zum Vater und einer liebreichen Wirksamkeit des Lebens mit den Altären der schwelgenden und schwärmenden Andacht umbaute.

Sollte man aber dennoch und all' diesem entgegen darauf bestehen, daß in jenen berauschenden Ceremonien das Heil und ein gerader Aufflug zum Himmel zu finden wäre: so möchte die Frage nicht uneben seyn, — warum wir nicht vollends zu jener Andacht des indischen Abgottes Jugernaut greifen, wo „die gewaltige, unselige Begeisterung, die vom Uebergewicht der Empfindung zuckenden Gesichter beim Absingen von Hymnen, deren Sinn unübersetzt bleibe, wie der eigentliche Eindruck derselben in eine andere Sprache unübersetzbar ist," eine viel gewaltigere Andacht verrathen, „eine Begeisterung, die bekanntlich stark genug ist, selbst die Liebe zum Leben zu überwiegen, Tausende zu freiwilligem Tode führt, und alle Bande auflöset, die sonst noch so stark den Menschengeist halten." (Buchanan). Dürften wir nicht von verwandter Wirkung auf verwandte Andacht schließen?

Wenn hiernach in guten Symbolen ein göttlicher Gedanke, eine hohe, himmlische Wahrheit liegt, und zunächst die Vernunft des Menschen zur Erinnerung und Einsicht bringt, dann

aber auch das reine Gefühl für dieselbe erwärmt und eine fromme Sehnsucht und Begeisterung nach dem Ewigen erweckt: so wird sich dagegen in den so genannten Sympathien, die stracks auf das *sinnliche* Gefühlsvermögen wirken, dieses zu einer gewissen Höhe beflügeln, die Vernunft aber getrübt, die moralische Kraft gelähmt zurücklassen, die eigenthümliche, furchtbare Gewalt des Dämonischen offenbaren, das den Menschen mit seinen irdischen Genüssen *unter dem Beischmack des Himmlischen* berauscht, um ihn so desto fester in seinem süßen Dienst zu halten und immer mehr zu befestigen. Ein Sklavenhändler ist das Dämonische, der die *Arbeitscheuen* mit den kostbaren Früchten eines übermeerischen Paradieses verlockt. Wohl führt er sie hin, wo das Zuckerrohr wächst, aber nur um sie zum Anbau desselben unter der Peitsche des Aufsehers zu brauchen. Nach dem reinen Zuckerrohr verlangten sie, und müssen nun im Paradiese arbeiten unter Schwitzen und Schwielen. Der Zucker aber und die Abfälle sogar, Syrup, Rum und

Ratafia, werden nach der Sklaven Heimath jenen Freien zugeführt, die in stiller, genügsamer Anstrengung das verdienten, womit man die Gaben des Himmels erkauft. — Wirkungen des Dämonischen sind jene schauderhaften Irrthümer, die wir nicht allein im Lande der Ungläubigen, sondern auch der Rechtgläubigen gefunden haben; da der Mensch, des Ewigen bedürftig, von seiner sinnlichen Erhebung irre geführt, die Gottheit in rohen Gebräuchen und wilden Handlungen zu fassen und zu ehren glaubt. Da sind ja bekanntlich Ketzergerichte gehalten und die Scheiterhaufen der Inquisition angezündet worden, und ein brenzlicher Geschmack durchzieht noch jetzt oft genug gerade die glühendste Schale des durstigen Eiferers.

Nach dem ersten glanzvollen Eindruck und der betäubenden Nachblüthe einer tropischen Ceremonien-Vegetation bleibt uns noch flüchtig der dauernde Segen zu betrachten, der für das Volk, für die Priester und die Kirche überhaupt erwächst.

1) Die überhäuften, mit so viel Bewegung

und Geräusch verbundenen Ceremonien ziehen alle Sinne und die ganze Aufmerksamkeit der großen Menge auf sich. Es ist dabei auf Erweckung der Andacht abgesehen, und freilich werden sonst wohl Schläfer durch Geräusch erweckt. Da jedoch die Andacht ein gänzliches Vergessen des Sinnlichen in dem einen Gefühle des Ewigen ist; so scheint die kirchliche Sprache unter Erweckung der Andacht das zu verstehen, was man sonst eine Erweckung aus der Andacht nennen würde. Denn es wird ja nun auch noch, was von der äußern Aufmerksamkeit auf die Ceremonien-Vorgänge übrig bleibt, für die Bedeutung derselben in Anspruch genommen, und so eine schlaftrunkne Andacht noch völlig aufgerüttelt. Es müßte denn etwa die Aufmerksamkeit und Auslegung überhaupt gar nicht Statt finden, und die Vorgänge mit der Kraft der Wiegenlieder auf die kindliche Gemeinde wirken sollen; wie denn auch wirklich manche katholische Geistliche der Meinung sind, daß es bei Segensprechung u. d. gl. auf das Verstehen der Worte gar nicht ankomme, indem

diese nur als Ueberträger des Geistigen auf magische Weise anzusehen seyen, wie etwa, glaube ich, ein Striemchen Löschpapier die Flüssigkeit aus dem vollen in ein leeres Glas zu leiten vermag.

Im Bewußtseyn alles dessen, was der Gläubige durch Beobachtung der Gebräuche und Kirchengebote für das ewige Leben, nicht ohne äussere Anstrengung, bereits gethan hat, kehrt er ins tägliche Leben zurück. Er bedarf Erholung, und wird es sich im Kreise der moralischen Pflichten etwas bequemer machen dürfen, als jener, der eben nur in diesem Bezirke seine irdische Bestimmung zu finden glaubt. Braucht denn wohl auch ein Andächtiger noch im Gebiete des Sittlichen Alles und Alles zu thun, da er in der Hauptsache, dem Religiösen, schon so viel geleistet hat? Freilich scheint eine Stimme in seinem Innersten darauf zu bestehen; aber Gott wird schon ein Einsehen haben, und es, wie auch die vornehmsten Leute thun, mit denen nicht so genau nehmen, die so oft in seine Wohnung kommen.

Glaube man nur nicht, daß diese Ansicht übertrieben, solcher Anthropomorphismus erdichtet sey. Ich verweise auf das tägliche Leben selbst in höhern Ständen, und frage, ob nicht gerade in denjenigen Familien, wo man viel auf gute Lebensart und feine Manieren giebt, einem Leichtsinnigen und Leichtfertigen, ja wohl einem Ruchlosen, der nur in diesem Ceremoniendienste des geselligen Umgangs nichts versäumt, das Schlimmste nachgesehen wird? Und was gilt gewöhnlich in solchen Gesellschaften ein Mann von Charakter, wenn er schlicht auftritt und die Gebehrden verschmäht, die gewöhnlich noch hohler sind, als ihr Ausspender selbst? Dennoch reichen diese hochwichtigen Gebehrden oft nicht weiter, als vom Sitze der bewillkommenden Hausfrau durch ein Doppelwasser von Thee und Unterhaltung bis zum letzten Stich im Whist mit groß Schlemm und Honneurs: wieviel mehr Gewicht wird eine ungebildete Menge auf jene Gebehrden legen, die für eine Strickleiter zum Himmel gelten?

Es sey fern von mir zu behaupten, daß es

nicht gebildete Katholiken genug gebe, welche Kirchengebräuche und Sittlichkeit sehr wohl von einander unterscheiden und richtig behandeln; noch weniger will ich die Kirche beschuldigen, daß sie keine Moral lehre: aber der Ceremoniendienst wird von ihr zu hoch gestellt, macht sich als ein Sinnliches zu breit und vor Allem geltend, und zieht bei seiner Vorherrschaft über die Lehre, die auf das Leben verweist, gerade von diesem ab. Daher denn jene Klarheit der Einsicht, jene moralische Kraft, die sich der gebildete Theil der Katholiken, vielleicht doch auch mehr in der Welt, als in der Kirche, erwirbt, nicht so leicht in die Masse des Volkes dringen werden. In dieser zeigt sich gewöhnlich bei nicht großer Genauigkeit im Leben die größte Aengstlichkeit in Befolgung der Kirchengebote und Beobachtung der Gebräuche. Man freut sich eines Aeußern, das nicht so schwer, als das Sittliche zu leisten, und doch viel handgreiflicher in Anrechnung zu bringen ist. Denn man kann, wie Jean Paul sich ausdrückt, nach dem Münzfuß aller Ceremonien leben, ohne eine

einzige Neigung — was gerade schwer ist — unter den Prägstock der Moral zu bringen.

Solche Werkheiligkeit, die ein überladener Ceremoniendienst erzeugen muß, ist aber zunächst die Mutter der Lieblosigkeit, die mit schielenden Augen zugleich gegen den Himmel thränt, und in das Kämmerlein des Nebenmenschen dräut. — Wir finden ganz ähnliche Erscheinungen, aber aus denselben Ursachen stammend, bei nicht christlichen Völkern, z. B. bei den Indiern. Dieses Volk, von Natur mild, verständig, mäßig und arbeitsam, ißt um keinen Preis vom Fleische des geheiligten Hornviehs; aber es quält, nach den neuesten Reiseberichten, dieses Vieh selber auf eine dem rohesten Europäer widrige Weise. Es versäumt das Geringste nicht von den zahlreichen Gebräuchen, Waschungen, Opfern, ja es scheut den Tod nicht, wenn er vom Ceremoniengesetze geboten wird: aber die Sittlichkeit erstreckt sich nicht über die priesterlichen Vorschriften hinaus; ruhig genießt der Indier seine kirchlich erlaubten Gerichte unter dem Jammer eines obdachlosen Unglück-

lichen, ja er läßt ihn bei einbrechender Nacht gleichgültig im Freien zur Beute der Jakale liegen, bloß weil er nicht von seiner Kaste ist. Ueberfluß an Ceremonieneifer bei Mangel an Menschenliebe! Und so führt denn überall der Geist des Ceremoniendienstes gerade zum Gegentheil der Lehre des Evangeliums: — Ueber Alles Liebe.

Jenen Anthropomorphismus aber anbelangend, so ist es ja bekannt, wie gerade durch Ceremoniendienst der Begriff von Gott und hiermit auch die Begriffe vom Werth und Verdienst, so wie von der Bestimmung des Menschen getrübt und niedergehalten werden. Was am Lattenwerke der Gebräuche, an den Spalieren einer geschlossenen Kirche gezogen wird, kann recht sonnenreif und schmackhaft werden, bleibt aber doch immer Zwergobst für das irdische Bedürfniß. Der Gott, zu dem man nur auf Stelzen gelangen kann, pflegt nicht hoch zu wohnen. In der Natur der Sache liegt es, daß der Mensch, dem es vom Anfange so schwer wird, sich zum Uebersinnlichen aufzu-

schwingen, dieses gern herunterzieht, und wenn ihm überall körperliche Handhaben gereicht werden, das Uebersinnliche zuletzt eben in diesen körperlichen Dingen zu haben und zu halten wähnt. Daher ist zuverlässig der Thierdienst und jede Art von Fetisch-Anbetung entstanden. Diese Krücken der Ceremonien nach und nach der Menschheit abzunehmen, und in ihr die erhebende Zuversicht, daß sie dieselben entbehren könne, zu wecken, — dieß ist die rechte Wundergabe, Lahme zu heilen. Immer und überall bezeichnet es den Charakter des Heidenthums, wenn man die Gottheit in körperlichen Dingen besitzen, mit Gebräuchen ehren, durch Opfer versöhnen will; wogegen das Christenthum nur die Verläugnung der Selbsucht als Opfer, nur die Handlungen des Menschen als eine Verehrung des himmlichen Vaters gelten läßt. Diesen herrlichen, göttlichen Charakter darf keine Kirche entstellen. Nur auf diesem Wege kömmt man von der Andacht und Anbetung des Sinnlichen ab, und zum Uebersinnlichen; indem die moralischen Handlungen äußerlich vorüberge-

hend und sich veredelnd, innerlich aber durch ihren Beweggrund — die Liebe, mit dem Uebersinnlichen bereits verwandt sind.

Will man diese Ansicht von der Geschichte bezeugt sehen, so betrachte man das jüdische Volk im alten Testamente, in welchem ja die Kirche auch sonst die Vorbilder ihres Wesens zu finden pflegt. Dieses Volk hatte, was man eine Offenbarung nennt und den Glauben an einen einzigen Gott voraus. Doch welche grobe Begriffe und rohe Vorstellungen von Jehovah hat es mit dem so sorgfältig geknüpften Netze des Ceremoniendienstes aus dem Meere des Uebersinnlichen aufgefischt? Und noch heut und in den fernsten Ländern können sich seine Nachkommen nicht aus den Stücken jenes zerrißnen Netzes loswinden, die ihnen bezeichnend über dem Haupte hängen, wie der verscheuchten Entenbrut die Eierschale am Bürzel. Die Idee der Unsterblichkeit war dem Volke nie recht klar geworden. Und da vom Begriffe, den sich der Mensch von der Gottheit macht, seine Moralität und Andacht abhängt: so be-

greift es sich leicht, wie dieses Volk seit dem ersten wehmüthigen Rückblicke nach Fleisch und Zwiebeln der Egypter, bei seinem Auszug nach dem gelobten Lande, sich nicht recht mehr erheben kann, und im Auffluge der sinnlichen Andacht, so oft ihm auch durch Gottes Schikkungen die Federn gerupft werden, immer wieder mit schweren, schmutzigen Fittichen in's Gehäge des nachbarlichen Götzendienstes flattert. Nur zuletzt, und nachdem die Helden dieses Volkes für Erhaltung des Ceremoniendienstes und Enthaltsamkeit von Schweinefleisch den Märtyrtod gestorben sind, treffen wir die dem Tempel Treuen und Anhänglichen auch im Tempel wieder an, nämlich die — Schriftgelehrten und Pharisäer.

Hiermit wären wir denn zur Priesterschaft gelangt, und hätten

2) den Antheil derselben am Ceremonien-Segen zu betrachten.

Ueber diesem Moorgrunde darf aber unsere Betrachtung nur ganz leicht auftreten. Man muß denn doch von der Geistlichkeit mit An-

stand reden, und die ihr anvertrauten Schaafe, selbst wenn sie zum so genannten Schmiergut gehörten, brauchen die Hautausschläge ihrer Hirten nicht zu kennen, die ja wohl bei der freundschaftlichsten Berührung selber ihre wunden Stellen fühlen werden. — Ich theile daher nur eine Bemerkung von Protestanten und die Ermahnung eines katholischen Pfarrers mit.

Gebildete, und sinnlichen Religionsgebräuchen eben nicht abgeneigte Protestanten verwundern sich oft, jene Ceremonien, die ihnen so ansprechend vorkommen, von den Priestern ganz kalt, eilfertig und, wie es scheine, mit zerstreutem Geiste verrichtet, oder besser zu sagen — abgemacht zu sehen.

Ich könnte darauf bildlich erwiedern, daß Mumienhändler ganz andre Augen und Hände haben, als jugendlich-begeisterte Liebhaber solcher Reliquien: ich erwiedere aber nichts, sondern denke nur bei mir, daß solche Amtskälte bei den Priestern vielleicht das ist, was bei den Layen die Werkheiligkeit, so verschieden auch beide an sich seyn mögen.

Die Ermahnung des katholischen Landpfarrers aber, die er jedesmal an die Hinterlassenen eines verstorbenen Pfarrkindes richtet, geht wohlmeinend dahin, daß man doch ja keine Seelenmesse für ein Kopfstück (20 Kreuzer), sondern solche für drei Kopfstücke möchte lesen lassen; weil jene Messen für ein Kopfstück — „den Henker nichts taugten."

Wie kömmt Judas unter die Apostel? — wird man fragen; und ich weiß wohl, daß diese Handlungsweise nicht zu den Gebräuchen gehört, sondern zu den Mißbräuchen: ich will aber auch nur gleichsam symbolisch andeuten, wie eben abständige Gebräuche zu Mißbräuchen werden. Die edlern, belebenden Organe des Körpers, mit denen wir doch die Priester vergleichen dürfen, leiden oft zuerst unter der Belästigung körperlicher Ueberfälle, und vegetiren dann nur so lau hin, wie wir an vorbemerkter Amtskälte gesehen haben, oder sie gehen in Fäulniß über, wie sich am Dreikopfstückspfarrer zeigt, oder sie werden von Außen durch unnatürliche Wärme lebendig erhalten,

durch die Heuchelei nämlich, mit der so viele Geistliche den Widerspruch ihrer persönlichen Einsicht mit der Kirchensatzung bedecken. Indessen giebt es doch unter diesen im Kampfe Befangenen auch Einzelne, welche zu eigner Beruhigung die absterbenden Glieder der Kirchengebräuche frisch zu beleben suchen, indem sie neue Gedanken, vielleicht selbst von den neuphilosophischen Ansichten — gleichsam einen frischen Keim in die alte vertrocknete Hülse — legen. Diese sind die kräftigeren Naturen, und sie retten dergestalt freilich eine Art von Selbständigkeit. Wir fragen aber jenen Stamm der orthodoxen Priester, die noch im römischen Geiste lebendig sind, ob sie jene poetischen Erneuerer noch für echte Katholiken halten?

Die körperliche Ueberfülle selbst, welche die eben berührten Uebel verursacht, ist aber

3) der Segensantheil, den die Kirche für sich durch ihre sinnliche Richtung gewonnen hat.

Der heidnische Stoff, den die Kirche aus ihrer anfänglichen Umgebung eingesogen, und selbst absichtlich in sich aufgenommen hat, ward

zum unaufhörlichen Reiz des körperlichen Bildungstriebes und Ursache der mannichfaltigsten Krankheiten. — Es scheint, wenn ein starkes Bild zu brauchen erlaubt ist, daß jene Hautkrankheit, die von den elephantenartig aufgetriebnen und entstellten Gliedern der Befallenen — Elephantiasis genannt wird, und die der Heiland unter dem Namen des Aussatzes öfter geheilt hat, seine eigne gesunde Lehre in ihrer kirchlichen Einhäutlung durch menschliche Schuld ergriffen habe. — Wie wehmüthig-ironisch klingt des Heilandes Spruch: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, — aus dem Mund einer Kirche, die Jahrhunderte lang mit Fürsten und Königen um Länder gekämpft und darüber ihren hohen Beruf, das menschliche Geschlecht, erleichtert von den Bekümmernissen um das Irdische, unter der Fahne des Kreuzes nach dem Jenseits hinüber zu führen, hintangesetzt, — die himmlische Heimath über der Sorge um Erweiterung der Stapelplätze gänzlich vergessen hat.

Auswüchse dieses sinnlichen Bildungstriebes

sind nun auch gar viele der Kirchengebräuche. Besteht ja doch das Wesen aller Religion eben in der Erlösung des Geistes aus der Beängstigung des Irdischen durch die Idee einer Gottheit, und die Andacht in dem freiesten Flügelschlag der Seele nach Oben. Nun wird zwar behauptet, und auch von uns ist es im Voraus gebilliget worden, daß das Geistige durch das Sinnliche geweckt werde: jedoch auch nur geweckt! Ja selbst die weckenden Geister sinnlicher Gebräuche entweichen zürnend aus ihrer Hülle, sobald das geweckte Gefühl des Menschen mit der Hülle selbst ein frommes Spiel treibt; daher Gebräuche durch den Gebrauch ihre Bedeutung und Belebung verlieren. Andacht durch Ceremonien ist eine Erhebung zu Gott auf den Stufen eines babylonischen Thurms, da der Mensch mit Backsteinen und Erdharz zum Unsichtbaren zu steigen versucht. Immerhin mochte die Kirche, wo sie es mit einem rohen, sinnlich versunkenen Geschlecht zu thun hatte, die Schauer und Stürme, die Hämmer und Fluthen ihrer symbolischen Feier an-

wenden, um den Granitfelsen jenes Geschlechtes zu sprengen, und zum Anflug des himmlischen Saamens locker zu machen. Warum aber hat sie das Werk des Erlösers selbst nicht zum Vorbild ihrer Ceremonien-Einrichtung genommen und bedacht, daß eben der Leib des Heilandes gekreuzigt und hierauf zur Himmelfahrt verklärt worden ist? Jene Mittel zur Erweckung roher Völker durften nicht auf ewige Zeiten geheiligt und selbständig gemacht werden, wenn es doch die Absicht war, das ergriffene Geschlecht weiter und weiter zu führen. In Folge der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes müssen allmälig die Begriffe von Gott erhabner, die Vorstellungen von seiner Verehrung reiner, die Richtung nach dem Ewigen geistiger werden. In dieser Erhebung kann das Grobsinnliche nicht mit aufsteigen, die Hülle, die das Geistige trägt, muß dünner und leichter werden; ja wenn der Mensch so weit kömmt, daß er das Geistige ohne Hülle fassen kann, so geht an dieser selbst, der überflüssig gewordnen, nichts verloren. — Ich weiß, was man

einzuwenden sucht, daß nur der Einzelne so rasch vorwärts schreite, der Haufen aber langsam gehe, und daß mithin die Höhe der Bildung sich unendlich abstufe. Richtig! Aber was ist denn für den Einzelnen gethan, der vorwärts geschritten ist? Was denn für die Uebrigen, die vorwärts *wollen*? Was denn für Alle, die auf ihren Stufen so *verschieden* unter einander sind? — Die Kirche, wenn sie doch um zu sorgen da seyn will, sorge für Alle, reiche Jedem, was er braucht, halte um Vieler willen Keinen zurück. Eine liebreiche, verständige Mutter hält ihr jüngstes Kind an der Brust, bietet dem andern, das zu stehen versucht, ihr Knie, reicht dem dritten, das zu laufen Lust hat, einen Finger, lächelt dem Laufenden vergnügt zu, und wehret dem Erzognen nicht, die Ferne und Fremde zu suchen. Welche Thörin würde die Mündigen am Gängelbande halten wollen, nur um die Ruthe nicht entbehrlich zu machen?

Aber die *Einheit*, — wo bleibt die Einheit, das Kennzeichen der wahren Kirche? —

rufen stolz die Bekenner jener Kirche, die sich die einzig wahre nennt. — Von Einheit der eigentlichen Lehre oder auch des Kirchenzwecks ist hier die Rede nicht: diese bleiben anderweit zu untersuchen. Aber wie? Einheit, oder, um genauer zu reden, unbedingte Einerleiheit verlangt ihr auch in den Ceremonien? Sind denn Gebräuche ein selbständig Heiliges, das nämlich für sich selbst unsere Verehrung als Ziel und Zweck fodern kann? Und wenn sie das nicht sind, sondern nur Mittel der Erweckung des Göttlichen und der Anleitung zu demselben: so kann doch bei der unwidersprechlichen Verschiedenheit der Jahrhunderte und der unendlichen Mannichfaltigkeit der Menschen nach Klima und Bildung, Alter und Geschlecht, Stand und Beruf von Einheit unmöglich, sondern nur von Angemessenheit der Mittel für jene, die solche brauchen, die Rede seyn. Um nur des Klima zu gedenken, — mit welch' andern Empfindungen begeht der Peruaner in der Mitte seines üppigen Sommers, wo Alles zur Freude ladet, das Fest der

Geburt des Herrn, als der Nordeuropäer, für welchen dieses Fest in die trübsten, kürzesten Tage seines Jahres fällt? Wenn aber dasjenige, was unsere Gefühle und Vorstellungen des Göttlichen erwecken soll, schon so sehr von der nächsten Umgebung abhängt: welch' verschiednen Widerhall und Widerschein muß es erst im Innern der Menschen selber finden? Nur das Göttliche selbst ist das wahre Eine, und gerade die Sinnbilder und Gebräuche, die es verhüllen, und unter denen jeder Einzelne sich seine besondere Vorstellung von dem Verborgnen macht, sind die Urheber der Mannichfaltigkeit, und haben von jeher alle religiöse Spaltung hervorgerufen. Man leite nur die Menschen an, das Göttliche möglichst unmittelbar zu erkennen, und alle werden sie einig im Glauben werden.

Dieses Verdienst hat sich mithin die römische Kirche nicht erworben, oder vielmehr diese große Pflicht hat sie nicht erfüllt, — ihre Gläubigen nämlich durch allmälige Entfesselung von Symbolen und Sinnlichkeiten, zur Freiheit der

Erkenntniß, der moralischen That und der ech-
ten Andacht zu führen. Die Kirche ist nur eine
Vermittlerin des Himmlischen, und der Mensch,
der den Schatz des Ewigen überliefert erhalten,
oder ihn durch eigne Thätigkeit zu gewinnen
gelernt hat, darf immerhin über dem Kapital
den Makler vergessen.

Aber da liegt es! — Die Kirche will nicht
vergessen seyn, die Priesterschaft niemals über-
flüssig werden. Daher jene tiefe Verhüllung
des Heiligen, dem nur die Priester nahen dür-
fen, jene Gebräuche, die nur sie verwalten kön-
nen, jene Besprechung der Mumien, aus denen
der Geist entflohen ist, und täglich entflieht,
und die zum Theil nur noch dem Bauchredner
Antwort geben. Wo die Kirche ihren Schatz
gehäuft hat, da ist ihr Herz: im Irdischen und
Sinnlichen. Die Kirche ist eine Stiefmutter
geworden, die sich der Mündigkeitserklärung ih-
rer Kinder widersetzt, weil sie den Voraus der-
selben, — die Vernunft, herausgeben müßte,
das Kapital, das der himmlische Vater schon
einmal durch seinen Bevollmächtigten, Jesus

Christus, aus der Pfandschaft der Betschwester Sinnlichkeit (Abgötterei) hat auslösen lassen, und welches nun die jüngere Verwandte, die römische Kirche, im Nießbrauch oder Mißbrauch behalten möchte.

Was hält uns bei solcher Ungerechtigkeit ab, es endlich frei heraus zu sagen, was wir bis jetzt noch in unserer Betrachtung unterdrückt haben, daß nämlich die Kirche die Verwaltung der Hinterlassenschaft des Erlösers verwirkt, ja, daß sie derselben sich überhaupt angemaßt hat. An die gesammte, mündig gemachte Menschheit frei gegeben hat Christus das Kleinod seiner Lehre, die eigentlich nichts anders war, als die wieder gereinigte, feiner geschliffne und zur Abstrahlung des Himmels à jour gefaßte menschliche Vernunft selbst. Christus war eben der größte Feind aller Verpackung der himmlischen Güter in das Kisten- und Lappenwerk von Religionsgebräuchen. Diese Behauptung bedarf keines Beweises für den, der in der Schrift bewandert ist. Wo wir den liebevollen, nachsichtigen Mann eifernd, ja zürnend finden, ist

es immer gegen Pharisäismus, Werkheiligkeit, geschloßne Gottesverehrung, Ceremoniendienst, Ueberscheffelung des Lichtes, oder wie man es sonst nennen mag, was die gerade Richtung zum himmlischen Vater und die rücksichtlose Liebe zu den Menschen krümmt, einkerkert oder fesselt. Der dieser Betrachtung an die Stirne geschriebene Ausspruch des Heilandes ist der Kern der vielen Erklärungen, die er über diesen Gegenstand gegeben hat. — Eben diese einfache Andacht, diese Wirksamkeit der Liebe, diese schlichte Lehre haben dem Christenthum den ersten Eingang in die Heidenwelt verschafft, die, zerfahren und verschwommen durch Sinnlichkeit des Lebens und der Andacht, nach frischem Lebenswasser, nährendem Brote und liebreicher Thätigkeit verlangte. Und nicht ohne große Bedeutung in der Geschichte ist es, daß gegen die Ankunft des Erlösers das Dämonische, das die Materie bewohnt, und bald dem groben, bald dem andächtigen Genusse dient, verschwand, und daß die Orakel verstummten.

Warum zogen wir wieder die alten Zauber-

stäbe, die Sprüche und Formeln, die Binden und Weihwedel, die Rauchfässer und Feuerbrände hervor? — Haben wir nicht ein immerwährendes Opfer an der Selbsucht, die wir um Christi willen der Liebe darbringen sollen? Warum uns in Ceremonien verstricken, die uns selbsüchtig machen, und von anders Fühlenden zu Haß und Hader scheiden?

Eine einfache Kerze hat uns der göttliche Meister angezündet: das Wachs derselben ist aus den Blumen dieser Erde bereitet; ein dünner, reiner Docht der Lehre zieht sich hindurch. Beim Schimmer des Lichtes erkennen wir uns selbst — im Augenstern des Nächsten, und finden das Pfühl, auf dem wir lächelnd hinüber schlummern. Das Wachs unsrer Sinnlichkeit verschmilzt in den Docht des Gesetzes und beide zugleich verzehrt die Flamme der Liebe.

Die Taufe.

Im Wasser wohnt der Schöpfung Heimlich-
keit;
und wie der Mensch im Auge, — ahnung-
weckend
blickt in der Welle die Natur Dich an.
Es bricht die Flut des Lebens starre Bande,
der Tropfen lös't das Abgestorbne auf;
und also wandelt, wie die Woge selber,
mit ihr in ew'gem Wechsel die Gestalt.
Die jeder Wind bewegt, die schwanke Welle,
sie heißt uns wankelmüthig: doch sie hält
in höherm Sinne Wort, — sie bringt und
bietet
des Augenblickes Recht und seine Gunst.

Und jedem Wesen, das die Flut geboren,
gibt sie als Muttergunst, als Morgengabe,
in seinem Innern süße Tropfen mit.
So schmücket den Kristall, den strahlenden
Gesteinesfürsten, mit durchsicht'gem Glanz
und Wunderblick der mütterliche Tropfen.
Wie schimmert mild die Perle, wenn zum Schmucke
ein Tropfen rein sich an den Tropfen reiht!
Kostbare Tropfen, heil'ge Mutterthränen,
wer hat euch perlen sehen aus den Augen
der ewig schaffend=lachenden Natur,
die nur bei Nacht, wenn ihre Kinder schlafen,
sich in des Meeres Mantel rafft, und weint!
Ja, unsre Thräne, die den Schmerz, die Lust,
das Mitleid, — jedes echtgeborne Kind
bei der Geburt zur edeln Menschheit taufet,
der Tropfen ist sie, jener Mutterpfennig,
in heil'ger Stunde aus dem Schrein geholt,
zu Trost und Lust der Mutter zu gedenken.
So wird das Edelste in allen Reichen
in seiner Urgestalt zum echten Schmuck. —

Und darum wird wohl auch getauft im
Wasser?
Es ist das Leben eine große Lüge:
so viel verspricht es, und es hält nicht Wort.
In tausend Wechselgestalten lockt es uns;
doch fassest du ein Bild vertrauend an,
die Wahrheit und die Treue fest zu halten,
entschlüpfet es, und läßt Dir leer und ledig
nur sein Gewand zurück. —
Drum wird dem Säugling, wie er solches
Meer
der Täuschung erst betritt, die kühle Welle
auf's Haupt gegossen, und er schreit gewarnt.
Doch heil'ge Tropfen sind's, die ihn zum Bunde
der Wahrheit, Treue, des Bestandes weih'n.
Im Wasser wird ihm das Gesetz gegeben,
beim Schwanken unsers Lebens, gleich der
Welle,
Zur Treue wie zum Gleichgewicht zu streben.

Geist und Wort.

Es gibt eine Art Liebhaber, denen unstreitig der Preis der Treue gebührt. Es sind die Wortliebhaber, Philologen, — die ritterlichsten Liebhaber von der Welt. Denn wenn sonst der Ritter für seine Erkorne auszog, fürchtete er Keinen, mit dem er eine Lanze, oder seinen eignen Hals brechen konnte; nur mit Geistern ließ er sich niemals ein, sondern schlug ein Kreuz und floh. — Gerade so ritterlich sind die Philologen, wenn sie auf Abenteuer gegen Griechen, Lateiner, Araber, Hebräer, Perser u. s. w. nicht in die Welt, sondern in die Werke derselben ziehen. Nur sind ihre Züge viel romantischer und wundersamer, als jene der Ritter; denn in jedem Feinde, den sie bekämpfen, finden sie zuletzt ihre verzauberte oder versteckte Geliebte, — das Wort, und haben natürlich, da diese Geliebte im Dienste

geistiger Wesen ist, mehr Versuchungen zu bekämpfen, als einst die Ritter von Feen und andern Geistern zu bestehen hatten. Wo diese Liebhaber auch ihre Geliebte umarmen, ist ein Geist immer in der Nähe, und sucht den kühnen Kämpen an sich zu locken. Dieser aber schlägt sein ritterliches Kreuz, und bleibt der Zofe treu.

Und wie zärtlich wissen nun die Wortliebhaber mit ihrer Theuersten zu thun! Kein Fäschen am Gewande derselben, und sie bemerken es; nennen die verschiedne Art des Gewebes und des Zuschnittes am Zeuge mit prächtigen Namen; ja sie führen Verzeichnisse darüber, wann und wo (in welcher Ausgabe oder Handschrift) das geliebte Wort mit diesem oder jenem Zwickel im Strumpf oder Splitter am Blankscheit erschienen ist, und was Alles ein Nichtliebender nicht einmal weiß und aufzählen kann. — Mit solchem mühsamen Gespinnst umgeben und verschleiern sie ihre Huldin, und nennen es einen Commentar oder N o t e n zum Text, was aber eigentlich N i e t e n zum Text

heißen soll. — Welcher von den Philologen es nun hierin dem andern zuvorthut, erwirbt sich die höchste Bewunderung. Die Mühseligkeit und Nichtigkeit seines Werkes wird ihm zum Verdienst angerechnet, und wie erstaunlich ist oft sein Verdienst!

Die Rede ist hier jedoch nur von der größern Anzahl jener vortrefflichen Männer, und die wenigen Fürsten der Philologen, die sich kraft ihrer Fürstlichkeit etwas heraus nehmen, und, dem Wort oft genug untreu, sich mit dem Geist abgeben, können hier nicht gemeint seyn; solche muß man ihrer Tollkühnheit überlassen.

Wie komme ich aber nun am besten von jenen Holzhackern der klassischen Wälder auf die eigentlichen Exegeten, Schriftgelehrten oder Bibelausleger? — Doch sie legen so vortrefflich aus, daß sie auch — Einleger heißen könnten; nur viel Ehre legen sie nicht ein, wenigstens bei der schlichten Vernunft.

Die Bibelausleger sind gar oft Sauertöpfe gewesen, in denen die Milch der Christuslehre geronnen ist. Aber das mag ihnen schon recht

gewesen seyn; denn sie scheinen, wie die Kinder, der frischen Milch den Wohlgeschmack nicht abgewinnen zu können, und das Gewimmel der geronnenen Milch gar gern zu haben. Und freilich kann eine geschloßne Kirche aus geronnener Milch eher etwas für ihren Haushalt machen, nämlich feste und langdauernde Dogmenkäse, die mit der Zeit ganz durchwachsen, wenn auch hier und da schimmelig werden.

Ich möchte wohl gelehrt genug seyn, um hier im Einzelnen zu erklären und nachzuweisen, worin es liege, daß die schlichte Schrift und die schlaue Bibelauslegung einander so fremd und wunderlich ansehen, als gingen sie sich gar nichts an. — Das Erklärungswesen hat aber von jeher die Eigenheit gehabt, etwas Rechtes und Selbständiges aus sich zu machen. Die Erklärung hat es meistens verschmäht, dem Wort, diesem gar launenhaften und steifen Minister des fürstlichen Geistes, ein treuer, sich selbst vergessender und aufopfernder Dienstbote zu seyn. Und wenn der Minister für seinen Herrn oft zu beschränkt und eigensinnig

war, so ist die Dienerin ganz albern und eigenwillig geworden, und hat unter dem Anscheine dienstergebenster Fügsamkeit gewöhnlich das Gegentheil von ihres Herrn Willen ausgeführt; wodurch sie sich aber gerade bei aller Welt in ein rechtes Ansehn gesetzt hat, so daß man sich mehr um die haushofmeisterische Auslegung, als um das ministerielle Wort bekümmerte, und bei dem fürstlichen Geist gar keine Audienz mehr verlangte.

Und so ist denn auch keine Tochter in der Welt so unähnlich ihrer Mutter geworden, als an der Ammenbrust der Schrifterklärung die römische Kirche von der Christuslehre abgewichen ist, deren Milch sie freilich nicht getrunken hat, mit welcher sie jedoch durch die Reihenfolge der Päpste noch so innig, wie durch eine Nabelschnur, zusammen zu hängen vorgibt.

Thörichter Stolz der römischen Kirche, — am Knotenstrang der Päpste bis auf den heiligen Petrus zählen zu können! Als ob alle Ausschweifungen heutiger Barone und ihrer nächsten Vorfahren dadurch ritterlich wür-

den, daß ihr Stammbaum vielleicht bis zu den Helden von Karls des Großen Tafelrunde reicht, an welcher wohl noch rechte Drachenfresser gesessen haben, obgleich ihre späten Abkömmlinge, oder Verkömmlinge, nur noch — Austernesser sind! —

So wie Christus einmal gekommen war, die Menschheit von den Fußblöcken der Dogmen, und von den Fesseln der Ceremonien zu erlösen: so zeigt er auch gleich in seinen Vorträgen die höchste Freiheit, die in Ideen und Gefühlen lebt, indeß Begriff und Bild sich oft vergebens abmühen, uns den Inhalt der Ideen zu befestigen und begreiflich zu machen. Das Wort ist leider! oft zu dickhäutig, oder findet zu dickhäutige Schüler, als daß die Erkenntniß durchdringen und eindringen könnte.

Wie schwer es sey, den Geist, der nicht als solcher außer der Verhüllung des Wortes erscheinen kann, zu fassen, ohne das Wort für den Geist zu nehmen, zeigt sich auffallend genug an den Jüngern Christi, die doch dem göttlichen Manne noch horchend an Mund und

Auge hingen, und seine Worte noch warm und lebendig vernahmen; dennoch aber, wie aus ihren wunderlichen Fragen an den Meister hervorgeht, ihn oft nicht begriffen, oder nur höchst mühsam durch die Worte und Begriffe zum Sinne seiner Rede durchdringen konnten. Darum übte Christus eben in Wort und Begriff die höchste Freiheit aus, nahm und benutzte solche bald in diesem bald in anderm Sinn, um mittelst der Willkür, mit welcher er die Träger des Geistes behandelte, den ungebundnen Geist selber hervor zu heben, — durch das Rütteln der Wortflaschen den Geist aufbrausen zu lassen.

Wir vernehmen nun die Rede des hohen Meisters nicht mehr unmittelbar, sondern besitzen nur die niedergeschriebenen Worte von einigen seiner Jünger, die ihn, wie gesagt, anfangs selbst nicht ganz verstanden haben, und darum entweder, oder weil sie, zuletzt zur Erleuchtung gekommen, die Freiheit des Wortes und Begriffes von ihrem göttlichen Meister gelernt haben mochten, selbst nicht genau oder wörtlich mit einander übereinstimmen.

Welchen Weg hat nun die römische Kirche genommen? Ist sie durch die Worte zum Geist, durch die Gräber zur Unsterblichkeit gedrungen? —

Ich denke, sie ist schlau zu Werke gegangen: sie hat vor Allem den göttlichen Meister — beim Wort gehalten; aber auch so fest, daß sie das lockere Wort ganz zusammen gedrückt, und, so zu sagen, immer mehr verwortet hat. Und darin ist sie ganz folgerecht zu Werke gegangen; denn der Sinn und die Absicht des Heilandes waren nie für eine geschloßne Kirche; eine solche konnte daher auch nicht den Geist der neuen Lehre brauchen, wohl aber das Wort, in welchem sich der anfängliche Mißverstand der Jünger des göttlichen Lehrers wieder erwecken und ausbilden ließ. Diese Jünger selbst konnten vielleicht den ihnen angebornen und anerzognen Juden (den alten — Abraham) nie ganz ausziehen; sondern blieben wohl stets dem Dogmatismus etwas geneigt, der in der Mosaischen Religion recht einheimisch ist. So brauchen sie ja in ihren Lehrvorträgen

und Sendschreiben an die Gläubigen gar gern auch, wenn gleich mit vieler Freiheit in der Anwendung, Sprüche aus den heiligen Büchern der Juden, und knüpfen mit schimmernden Bandschleifen von Allegorien das neue Testament an das alte. Diese Moses- und Prophetenstäbe, an welchen die Apostel durch die Welt wanderten, sind in der neuen Kirche mit frischem Grün ausgeschlagen; der Knüppeldamm, der zur neuen Kirche führte, ist zu einem frischen Wald auferstanden und erwachsen. — Und so haben sich denn in dem zarten, mitten in krankhafter Welt gebornen Kindlein der römischen Kirche nicht nur die heidnischen Hautausschläge der Gebräuche, sondern auch die mosaische Drüsengeschwulst der Dogmen nach und nach immer mehr entwickelt.

Ich weiß wohl, daß die Kirche sich wegen ihrer Bibelauslegung auf den ihr zugesagten heiligen Geist beruft: könnte sich nur aber der heilige Geist auch auf ihre Auslegungen berufen! — Doch will ich eben nicht auf den logischen Cirkel zurückkommen, nach welchem die Kirche ihre

Schrifterklärung vom heiligen Geist, und den heiligen Geist nach ihrer Schrifterklärung hat; nur sollte die römische Schriftauslegung den Hauptumstand niemals aus dem Auge verloren haben, daß die Jünger Christi nach ihrer Herkunft und Bildung die außerordentlichen und so unverkörperten Wahrheiten ihres göttlichen Lehrers kaum zu begreifen, und noch weniger bestimmt niederzuschreiben im Stande gewesen sind. Es ist wahr, — nach dem glorreichen Abschied ihres erhabnen Meisters kam, und zwar auf leicht begreifliche Weise, eine heilige Begeisterung (ein heil. Geist) über sie, und viele ihrer jüdischen Vorurtheile mögen verschwunden, der hohe Geist ihres Meisters mag ihnen, mehr als früher, aufgegangen seyn. Wandernd und predigend nach der Sendung ihres hohen Meisters mußten sie nun mit lebendigem Wort auch Tausende beleben. — Als sie sich aber in späterer Zeit für das Beste der Welt zum Schreiben niedersetzten, konnte theils aus mangelhaftem Gedächtniß, theils wegen ihrer Unbeholfenheit im schriftlichen Ausdruck nur Lückenhaftes und in

der Wortbezeichnung nur Unbestimmtes zum Vorschein kommen. Sie verließen sich auf den guten Sinn ihrer Schüler, die den Geist im Worte, nicht das Wort im Geiste suchten. Ueberdies ist ja der orientalische Ausdruck immer mehr bildlich, als bezeichnend. Seine Person und seine Gedanken hüllt der Orientale in weite Gewänder; wogegen der Abendländer knappanliegende Kleider und in der Schrift den bestimmtesten Ausdruck liebt. Schwerlich haben wir daher in der Bibel die eignen Worte Jesu; sondern eben nur jene seiner Reden, unter denen sich die Jünger etwas Besonderes dachten, und die mithin auch in der Schrift das ausdrückten, was sie sich darunter dachten. —

Und solche Sprache der Schrift durften wir beim Wort nehmen? Und wenn uns das verfleischte Wort in der Irre bis zur Unbegreiflichkeit, ja zum Widerspruch gegen alle Vernunft führt, sollen wir eher auf diese verzichten müssen, als daß wir dadurch stutzig und unseres Irrthums inne werdend, aufwärts dem geistigen Sinne nachforschten?

In den Lehren Christi findet ohne Kirchenauslegung der denkende Mensch nichts, was er nicht im Einklang mit seiner Vernunft freudig anerkennen möchte. Ja, Christus beruft sich ausdrücklich auf den gewöhnlichen Verstand, auf den kindlichen Sinn seiner Zuhörer. — Und die Kirche legt uns nun Lehren und Glaubensartikel in der Schrift aus, die wir nur mit Verzichtleistung auf unsere Vernunft annehmen können und sollen?

Wie oft und nachdrücklich hat Christus die Pharisäer, die ihn im Wortbegriff seiner Rede fangen wollten, zurückgewiesen, oder lächerlich gemacht? — Und die Kirchenversammlungen trugen keine Scheu, die Worte des Heilandes, die nicht einmal mehr lebendig aus seinem Munde, sondern durch die Hand unbeholfener Schreiber zu ihnen gelangten, mit ihrer Auslegung in Versuchung zu führen?

Wahrlich! wenn Christus seinen Aposteln, — nicht den Prälaten — einen heiligen Geist zusicherte, so wird er doch wohl den Geist des Widerspruchs gegen seine eignen Absichten nicht

gemeint haben. Aber die Apostel fodern auch ihre Schüler noch zur Forschung und Selbstprüfung auf, und setzen nicht, wie die spätere Kirche, die Speise des Lebens, die allein nährende, mit dem Begehren hin, daß der Hungrige vor allem das Taschenmesser der Vernunft einknappe, mit dem er allein sich jener Speise bemächtigen kann.

Freilich ist aber auch der Gang aufwärts durch das Wort zum Geist für weltliches Getrieb und Ansehen bei weitem nicht so förderlich, als der Gang abwärts, durch das Wort zum Lehrsatz, diesem festen Niederschlag, aus welchem sich etwas Dauerhaftes errichten, an welchem, im Sonnenschein der Inspiration, Jahrhunderte mit Scharfsinn und Spitzfindigkeit bilden, und ein unruhiges Geschlecht die Lust des Haders, Kampfes und Hasses finden kann. Denn zu allen Zeiten war das Dogma der Stein des Anstoßes und der Spaltungen, und aus diesen ging wieder die vielgeschäftige Verdienstlichkeit der Kirchenreinigung und Ketzerverfolgung hervor. Wie wichtig aber muß das seyn, was in der Welt

so viel zu thun gibt und zu schaffen macht! — Und wahrlich! es war doch Besseres genug zu vollbringen. Wer mag bestimmen, wieviel schneller und früher sich die Bildung in Europa entwikkelt hätte, wenn die edeln Kräfte, die ausgezeichneten Geister, die in den Frohnden für den römischen Katholizismus verzehrt, — in kirchlichen Spitzfindigkeiten verfaselt, — im Klosterleben verschmerzt oder verschwelgt, — unter dem Joch des Glaubenszwangs verkommen, — von der Kirchengewalt eingeschüchtert, — in Andächtelei verschwärmt, — in Ketzerhaft zerdrückt, — auf Scheiterhaufen verzehrt worden sind, an das fruchtbare und bildsame Leben in Freiheit und Liebe wären gewendet worden. Denn die Religion ist doch keine Arbeit, sondern das Abendroth des Himmels über dem Tagwerk der Menschen und an der Stirne des Müden, — die Vergoldung an den Hochgebirgen des Lebens, unter denen die Nebelzüge der glücklichen Thäler als Opferwölkchen, und die Abendglocken fröhlicher Menschenstimmen aufsteigen, — der gelüpfte Purpurvorhang des Jenseits, unter

welchem die Sterblichen mit Hoffnung schlafen gehen und träumen. —

Aber das Wort, das Dogma, läßt für die Mühen und Forderungen, die es macht, seine Anhänger nicht ohne Lohn. — So unduldsam es nämlich in der Lehre ist, so nachsichtig zeigt es sich im Leben und mit dessen Gebrechen. Was nur dem Lehrsatze, dem Wort, ausweicht, mag seinen Weg finden. — War nicht auf solche Weise im alten Judenthum Inspiration, Schriftgelehrsamkeit, Dogmenwuth und moralische Schlechtigkeit im innigsten Geflecht des Pharisäismus? —

Frei jedoch — zum Erstaunen für seine Zeit, für sein Volk und dessen Schriftgelehrte — frei von Wort- und Lehrzwang, von Vorurtheilen, Priestersatzungen, von Herkommen und Gebräuchen; duldsam gegen die in solchen Dingen Befangnen, nur nicht nachsichtig gegen entschiedne Schlechtigkeit des Herzens finden wir in den Evangelien den göttlichen Lehrer. — Welch' ein Gegensatz zu solcher Freiheit

und Liebe ist nicht aus dem Worte seiner Lehren ausgebrütet worden!

Und wenn nun der Spruch (Joh. 8. 32.): „Die Wahrheit wird euch frei machen“ — seine Richtigkeit hat; so kann wohl das, was fesselt, nicht die Wahrheit seyn. Und worin besteht die Freiheit der römischen Kirche? In Daumenschrauben des Kirchenzwangs, in Fußblöcken der Dogmen, in Fesseln der Gebräuche.

Woran aber soll sich denn ein ängstliches, unentschloßnes Gemüth fassen, wenn es der fremden Worterklärung sich nicht hingeben soll, und der eignen Erforschung nicht traut; wenn das Wort abwärts zu Mißverstand, aufwärts zu Zweifeln führt? —

An die sittliche That soll es sich halten. — Auf diese weis't Christus selbst als auf den Prüfstein seiner Lehre, und auf den Haltpunkt im Leben. — „Meine Lehre, sagt er (Joh. 7. 16.) ist nicht mein, sondern deß, der mich gesendet hat. So Jemand wird dessen Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir

selbst rede.“ — Und hiermit stimmt der schon früher angeführte alte sinesische Spruch überein: „Dem Willen des Herrn keine Art von Widerstand entgegen setzen, das heißt in der Einheit seyn, oder nichts sehen, als den Herrn, und ihn in Allem sehen.“ —

„Denn das Wort schwankt und entzweit; die That aber steht und vereinigt.

Bildungsgang.

Die Bildung, welche sich innerhalb der geschichtlichen Zeit in Europa entwickelt hat, legt sich wie ein Ring um diesen königlichen Welttheil.

Aus Asien über Aegypten zog eine uralte Bildung nach Griechenland und Italien; aus Asien über den Kaukasus nach Nordeuropa und herab an die Alpen zogen vielleicht noch früher die germanischen Stämme. Wer kann

wissen, was die verwandten Völker vor Jahrtausenden auseinander trieb? Griechische und germanische Sagen begegnen sich am Kaukasus, und weisen verstummend nach dem Völkersprudel unter dem Aufgang der Sonne.

Aber welche Entwicklung ist durch die Entzweiung jener wandernden Stämme, — welche Stufe von Bildung durch die Wiedervereinigung derselben im südlichen und nördlichen Bogen gewonnen worden!

Am Eise des Nordens, in den schauerlichen Wäldern und an den öden Klippen stärkt und stählt sich ein Volk zu Kämpfen und Eroberungen. Eine doppelte Unruhe treibt sich in seiner unergründlichen Brust: es sucht durch die Nebel seiner Sümpfe die sonnige Welt, sucht über den lastenden Wolken den geahneten Himmel. Kraft und Verlangen wohnen unter einem Panzer, und das Volk zieht aus.

Indessen ruht unter seinem heitern und heißen Himmel in Sorglosigkeit und Ueberfluß das südliche Geschlecht. Schlaff und träg von Körper, folgt es seiner Phantasie durch alle Ge-

burten der fruchtbaren Erde, durch alle Bewegungen am glanzreichen Himmel. Seine Träume, Vermuthungen, Gefühle bilden eine reiche übersinnliche Welt. Hier liegen seine Kräfte, seine Thaten, aber auch seine Entzweiung, seine Unverträglichkeit, seine Auswanderung. Denn dem Südländer gilt seine Meinung, sein Glaube, was dem Nordländer sein Muth und sein Schwert. Diese beiderseitige Trotzhaftigkeit und Herrschsucht ist indeß so verschieden, daß sie sich leicht neben einander vertragen, wenn sie sich begegnen. — Gern nimmt der Norden die Gaben und den Glauben des Südens an, gern läßt sich der Süden die weltliche Herrschaft des Nordens gefallen. So begegnen sich beide, und in der glücklichen Mitte gleichen sich die ungestümen Kräfte, die müßigen Träume zu schöner sinnlich-geistiger Thätigkeit aus; Schönheit und Freude, Andacht und Sehnsucht umschlingen sich schwesterlich.

Der Kaukasus und die Alpen sind die Stellen, wo jene Ringhälften gleichsam zusammen gelöthet sind, — die eine Hälfte am warmen

Finger des Lebens der Erde zugekehrt, die andre dem Himmel. — Das Sinnen der Alten ging immer mehr dem Christenthum entgegen, die Andacht der Neuern neigte sich immer wieder heidnischem Sinne zu.

Götter und Heilige.

„So soll denn der alte, hundertmal widerlegte Irrthum von christlicher Abgötterei u. d. gl. noch einmal zu Markte gebracht werden?“

Nein, Hochwürdige! Der Markt ist mit Irrthümern überfahren, und die Abnehmer derselben — nehmen selber ab. Ich will nicht die Heiligen beschuldigen, sondern die Götter beschönigen. Denn sind nicht auch sie als abhängige, beschränkte Wesen gedacht, die sich um eine höchste Gottheit versammeln, oder einem

ewigen Fatum gehorchen? — Die Göttin Euterpe ist für die Musik bestellt; die heilige Apolonia wird bei Zahnweh angerufen. Und wirklich könnte sich diese Heilige manchmal mit jener Göttin verbinden, und, mächtiger als sie, gegen die ketzerischen Instrumente der Priester derselben hülfreich erweisen.

Es ist wahr, die Götter wurden angebetet, man opferte ihnen, man beging ihnen Feste. Aber auch Feste der Heiligen werden gefeiert, Weihegeschenke werden ihnen gebracht, und was die Anbetung anbelangt, die vor Heiligen durchaus nicht Statt finden soll; so würden das wahrlich ganz rechtschaffene Heiden gewesen seyn, die ihren Göttern als Anbetung nicht weniger erzeigt hätten, als man den Heiligen zur Verehrung geleistet hat. Was ist nicht von ganzen Mönchsorden, mithin von Priestern selbst geschehen, um das Ansehen z. B. des heiligen Franz von Assisi hinsichtlich seiner Wunder und Vollkommenheit über Christus selbst zu erhöhen? Jener fromme Mann wurde im Jahre 1220 zu Bologna von Män-

nern und Frauen mit einer Andacht empfangen, daß man sich haufenweis zu ihm drängte, und sich für selig hielt, wenn man nur sein Kleid erreichen und berühren konnte. Dennoch war er damals noch nicht einmal heilig gesprochen.

Die Gottheit blieb kindlichen Gemüthern zu erhaben, schwärmerischen zu geistig, als daß man sich nicht lieber an Heilige gewendet hätte, die niedrer und näher standen, und der Phantasie des Andächtigen mit einer ihm ähnlichen und faßlichen Persönlichkeit entgegen kamen. Setzt ja doch auch in weltlichen Angelegenheiten der gemeine Mann mehr Vertrauen und Erwarten auf einen Liebling seines Fürsten, als auf diesen selbst. Einen Bittsteller sogar mit einer gerechten Bitte abzuweisen, wird wohl auch oft dem besten Fürsten leichter, als seinem Günstling eine selbst ungegründete Fürbitte abzuschlagen. Und wie das Vertrauen, so ist denn auch die Furcht sinnlicher Menschen größer vor den Heiligen, als vor der Gottheit, und der gedungene Mörder in Italien, der das Bildniß seines heiligen Schutzpatrons

zufällig am Halse seines mit dem Dolch ange-fallnen Opfers erblickt, bebt zurück, und flieht unter Selbstverwünschungen, da er sich doch von dem sündhaften Unternehmen selbst durch die Stimme Gottes in eigner Brust nicht zu-rück halten ließ.

Die Kirche wird solche gewiß abgöttische Erscheinungen nicht schlechthin in Abrede stellen können; aber sie erklärt dieselben für Miß-bräuche, für Irrthümer einer an sich rühmli-chen Andacht; sie beruft sich auf Aussprüche der Concilien, die solche Abgötterei verdammeten. — Wohl! Dafür wollen wir auch nicht unter-suchen, wieviel Anlaß die Kirche zuerst selbst zu solchen Mißbräuchen gegeben, und ob sie wohl auch kräftig genug zu deren Abstellung gewirkt habe, sie, die ja doch sonst um reli-giös-unbedeutende Investitur-Ansprüche Völker und Länder in Wuth und Wehr zu versetzen, Unterthanen und Könige zu verhetzen klug und entschlossen genug gewesen ist. — Sollte denn aber die eigentliche heidnische Abgötterei nicht auch für einen Irrthum der Völker, für einen

Mißgriff in dem Gegenstand der Andacht und Anbetung gelten dürfen? — Freilich war die Priesterschaft selbst in dieser Verirrung mit inbegriffen, und hatte keine Kirchenbeschlüsse dawider aufzuweisen: dafür traf sie aber auch der Vorwurf nicht, daß sie solches Unwesen verdammt und doch nicht verdämmt, verworfen und doch nicht verwehrt habe. — Die heidnischen Priester eiferten für die Abgötterei, und zogen ruhig die Abfälle derselben; die römisch-christlichen Priester eifern gegen die Mißbräuche, und lassen sich doch als Franziskaner nicht minder die starken Kälber, den guten Flachs, die fette Butter und die geräucherten Schweinsköpfe gefallen, die auf Festtage des heiligen Franz von Assisi reichlicher als sonst, und zwar mit abergläubigen Anliegen und thörichten Gnadenerwartungen eingebracht werden.

Doch der Faden der Betrachtung, der sich etwas wergsplitterig und grob fortspinnen möchte, soll hier abgebrochen, und im weichen Flachs einer heitern Gegeneinanderstellung der Götter und Heiligen angenetzt und ausgezogen werden.

Wir haben jedoch dabei hauptsächlich nur die Götter des s. g. klassischen Alterthums und die Heiligen der römischen Kirche im Auge.

Die Völker haben, wie schon früher bemerkt worden, ihre poetische Periode, wo sie im jugendlichen Gefühl ihrer eignen Persönlichkeit alles Lebendige in Natur und Gemüth mit Persönlichkeit bekleiden. Die alten Völker sahen sich zunächst an die Natur gewiesen, die freilich in den reizenden Himmelsstrichen ihrer Heimath lebhafter zu ihnen sprach. So wurden vor Allem die Naturkräfte zu göttlichen Wesen erhoben. — In den frühesten Zuständen erkannte gewiß das kindliche Geschlecht der Menschen nur eine Gottheit an, und betrachtete die Elemente und Naturerscheinungen als die Befehlsträger derselben, die jedoch in den Augen des spätern, abirrenden Volkes, das die höchste Majestät der Gottheit selbst nie zu sehen bekam, sondern nur unbegreiflich von ihr wußte, nach und nach sich als abtrünnige Statthalter eigenmächtig zu machen, und selbstfürstlich zu gebehrden wußten.

Die nördlichen Nationen wurden in rauher Naturumgebung durch ihre Gemüthsinnerlichkeit und die Sittenlehre des Christenthums, das ihnen früh entgegen kam, mehr auf die sittliche Welt gewiesen. Tugendkräfte machten sich über die Naturkräfte geltend, und da solche schon in persönlicher Einkleidung erschienen, so lag es um so näher, sie an der Person selbst anzuerkennen und zu verehren, um so mehr, als der Germane ohnehin Alles auf Persönlichkeit bezog und persönlich machte. — Wie sich nun aber jeder Stand im bürgerlichen Leben mit einer eigenthümlichen Tüchtigkeit hervorthat: so schied sich auch die große Bürgerschaft der Heiligen nach jenen Tugenden, die eben den nach Stand und Geschlecht Ausgezeichneten der Seligkeit würdig gemacht hatten. Daher fand ein Jeder, zu welchem Beruf er sich auch bekennen mochte, unter den Heiligen seinen Standesgenossen und einen Fürsprecher, dem ja die eigensten und besondersten Anliegen des Anrufenden gar wohl bekannt seyn mußten. —

In auffallendem Gegensatz finden wir nun

die Götter voll sündhafter Schwachheiten, die Heiligen aber durch ganz erstaunliche Tugenden ausgezeichnet.

Es ist nämlich eine wunderliche Erscheinung im Leben, daß der Mensch mit dem ganzen, freilich entzweiten und widerstrittigen Getrieb seines Innern zuweilen nicht scheint fertig werden zu können, so daß er irgend einen Theil dessen, was ihm eben am meisten zu schaffen macht, aus seiner Brust entfernt, und an fremde Gegenstände wendet. Wir beobachten, daß friedliche, ja wohl ängstlich-fügsame Männer gerade am leidenschaftlichsten über die Rechte des Staatsbürgers schreiben, und den gefährlichsten Grundsätzen des Neuerungsgeistes anzuhangen scheinen. Aber jene friedliche Gesinnung stärkt sich eben dadurch, daß die leidenschaftlichen Grundsätze mittelst der Feder aus ihrer Heimath verbannt werden. Aehnlicher Weise rühren Schriften voll Unglaubens und verrufnen Freidenkens von wahrhaft andächtigen, schwärmenden Seelen her, und Jünglinge von den sittlichsten Grundsätzen und reinsten Absichten

erlauben sich unter einander Scherze und Anspielungen, vor denen manchmal der Ausschweifling selbst verlegen wird, der seiner Seits dagegen in der Art, wie jene die unsittlichen Regungen in verwegnen Worten austreiben, die besten Grundsätze der Sittlichkeit im Munde führt, und dergestalt los wird, weil sie seinen eigentlichen Absichten und Handlungen entgegen stehen. — So hat man in frühern Zeiten manche Krankheiten hinweg und einem fremden Menschen an den Hals oder an das Bein zu zaubern verstanden.

Die Alten, die gern auf das Lebensgemäße und Förderliche ausgingen, scheinen ähnlicher Weise das erkannte Sündhafte aus sich hinaus zu schaffen, und ihren Göttern anzuhängen bemüht gewesen zu seyn; die Modernen aber, schwärmerischen Gefühlen nicht abhold, die Mahnungen zur sittlichen Thätigkeit als eine wirkliche Errungenschaft außer sich, an ihren Heiligen, vergegenständlicht zu haben.

Doch läßt sich vielleicht noch eine ernsthaft-

bedeutsamere Erklärung jenes Gegensatzes von Eigenschaften an Göttern und Heiligen geben.

Natur und sittliche Freiheit offenbaren uns die herab- und wieder hinauf steigende Gottheit. In den verschiednen Körperordnungen der Natur bricht das Göttliche mehr oder weniger beschränkt und verdunkelt durch; diese Beschränkung selbst aber wird dem sich offenbarenden Naturgeiste zur Last gerechnet, als ob er nämlich des Stoffes nicht recht Meister zu werden vermöchte. Daher tragen die Götter, als Repräsentanten der Naturordnungen, jene Beschränktheiten und zwar, da sie selbst einmal zu sittlichen Wesen personificirt sind, in der Gestalt sittlicher Gebrechen an sich.

Am Menschen aber, dieser Sonnenwende der Offenbarung, steigt das Göttliche in freien Thaten wieder himmelaufwärts; und so beschränkt und mangelhaft auch die sittlichen Handlungen der Einzelnen ausfallen mögen, wird doch das Göttliche selbst dem niedern Wesen, an dem es durch Freithätigkeit zum Vorschein kömmt, als Verdienst und Schmuck angerechnet. So

glänzt der Heilige mit Tugenden, und seine Gebrechen sind vergessen. —

Anbelangend aber das Erbauliche oder die Rückwirkung der Götter und Heiligen auf das menschliche Leben: so ist hier gerade das umgekehrte Verhältniß eingetreten, in der Art etwa, wie Kupferstiche, die verkehrte Zeichnung geben. Die Götter nämlich haben mit ihren sittlichen Gebrechen auf die Poesie des Volkes, und die Heiligen mit ihren poetischen Tugenden auf das moralische Leben der Menge gewirkt.

Wir können nicht in Abrede stellen, daß die Nationen an sündhafte Gottheiten geglaubt, und zu gleicher Zeit doch, wie die alten Römer, keusch, nüchtern und uneigennützig gelebt haben. In spätern Zeiten spottete man philosophisch und ungläubig der lasterhaften Gottheiten, aber die Sittenlosigkeit nahm dabei überhand. Nur in der Poesie wirkten die Gottheiten begeisternd fort, und blieben selbst noch in der modernen Dichtkunst als poetische Typen stehen.

Der Germane dagegen hatte an seinen Heiligen hohe Muster und Vorbilder; seine be-

sten Wünsche gingen dahin, solchen ähnlich zu werden.

Es ist wahr, wie sich das in der Natur herab steigende Göttliche an zahllosem Gestein, Gewächs und Gethier in den wunderlichsten Bildungen und Gestalten müht und windet, um hervor zu kommen; so seltsam gebehrdet es sich in Sprüngen und Verrenkungen auf seinem Rückwege durch die freien und frommen Handlungen der Menschen. Man lese die Sonderbarkeiten, die uns die Legende von ihren großen Heiligen berichtet, und man wird sich überzeugen, daß die zarte und edle That eines tiefsinnigen, freien Geistes sich eben nicht leichter aus Wahn und Wunderlichkeiten hervor arbeitet, als die schöne Menschengestalt aus den widerlichen Geburten des niedern Thierreiches.

Jene Handlungen der Heiligen, die wir *poetische* nennen, weil sie aus dem schwärmerischen Geiste ihres Jahrhunderts zum Theil wirklich im Leben verrichtet, zum Theil in die Legende gedichtet worden sind, haben jedoch den größten und im Ganzen wohlthätigen Einfluß

auf das Leben geübt; da in einer Zeit, wie im Mittelalter, wo die Phantasie der Völker Alles und Jedes, selbst den Begriff des Bösen in der Gestalt des Teufels personificirte, die persönlichen Tugenden mächtiger wirken mußten, als Begriffe, Vorbilder mehr als Lehren. — Kein Reichthum ist je in gleichem Maße, wie der poetisch=gemüthliche der damaligen frommen und feurigen Geister, der gemeinern Armuth zu Statten gekommen.

Wir können hier nicht alle die Gestalten aufzählen, die im Reiche der Seligen unter Tausenden hervor leuchten. Die Verschiedenheit der Heiligen wie der Unterschied der heidnischen Gottheiten deutet auf die Stufen hin, wie sich das Göttliche mehr oder weniger offenbare, was auch in jenem Gedanken liegt, daß nämlich die Seligen mehr oder weniger nah und klar das Antlitz der Gottheit schaueten. Die Naturbildungen und menschlichen Handlungen gleichen Jakobsleitern, an denen Engel auf und abschweben, und auf deren oberster Sproße die Gottheit lehnt.

Statt der vielen Heiligen, die zu nennen wären, gedenken wir nur der einzigen Himmelskönigin; nicht jener Mutter Christi im Evangelium, von der nur wenig, und nichts Ungewöhnliches gemeldet wird; sondern jener himmlischen Jungfrau-Mutter, die aus der Mitte eines tiefsinnig-dichterischen Geschlechtes ihre Himmelfahrt gehalten hat. — Welches Volk hatte jemals eine solche Frauengestalt in seinem Himmel? Aber es gehörte auch das Gefühl des Germanen für die Frauen und die Lehre des Heilandes von der Liebe dazu, ein solches Bild hervor zu bringen. — Die Gestalt der heiligen Mutter hat den ganzen, unbegreiflichen Schatz gehoben, der im Gemüth des germanischen Volkes lag. Alle Gefühle und Gesichte von Anmuth und Holdseligkeit jungfräulich-mütterlichen Wesens sind an ihr Bild, — aller Schmuck kostbarer Stoffe und Steine an ihre wunderthätigen Bildnisse gewendet worden.

Und in dem züchtig-liebreichen, seelenvoll-geschäftigen Geschlecht unserer Frauen wirkt seit

Jahrhunderten das Wunder fort. Denn mit heiligem, himmlischem Wucher hat die Himmelskönigin die geliehenen Gaben erstattet, indem sie gnadenreich herab in das Leben des andächtigen Geschlechtes lächelt, und die arme, anflehende Seele mit Huld und Anmuth heimsucht und ausstattet. —

Priesterschaft.

„Da die Vögel nunmehr obwalten im Reich, so opfre man künftig den Vögeln.
Und hierauf dann den Unsterblichen erst; auch füge man wohl und geziemend
Den Unsterblichen einen der Vögel hinzu, wie jeglichem einer gemäs sey." —

— — — — — — — — — — — —

Das Lustspiel des Aristophanes: „Die Vögel" — aus welchem obige Stelle nach der Vossischen Uebersetzung probeweis entnommen

ist, — wird ganz und gar unter jenen ehrwürdigen Büchern vergessen, die auf eine symbolische Weise weltgeschichtliche Verhältnisse andeuten. Das hohe Lied Salomonis zum Beispiel weis't zuverlässig, — wenn man es nicht bezweifeln will, — auf die spätere bräutliche Kirche hin. Und so pfeifen „die Vögel" des Aristophanes in der Idee des Lustspiels das hohe Lied von der Priesterschaft aller Völker. — Denn die Priester zeigen sich überall, wenn auch gerade nicht in ihren einzelnen Gliedern, doch im Geiste ihrer Körperschaft, als jene Vögel des Dichters, die, zwar nicht pfeifend, doch pfiffig, ihre „mächtige Stadt" zwischen Himmel und Erde erbaut haben, um entweder, wie die heidnischen Priester, den Göttern die Opfer der Menschen abzuschneiden, oder, wie die römisch-christlichen, den Menschen die Gnaden des Himmels vorabzufangen, und durch ihre Hände gehen zu lassen. — So haben denn die Priester auch nach Umständen in der Höhe gedonnert und geblitzt, und Aristophanes sagt:

„Empfangt den Großherrn hier in den Segenswohnungen!
Wie zuckt in der Hand ihm Zeus geflügelter Donnerkeil!
Namloser Duft auch zieht in des Umfangs Tief' umher:
Ein prächtig Schauspiel! Und von Brandaltären wehn
Friedsame Lüftchen wallende Wirbelung des Rauchs."

Sie haben in der Höhe feurige Zeichen und wunderbare Kreuze losgelassen, und sich den ängstlichen Kindern auf alle Weise respectabel gemacht. — Wo aber die Priester die himmlischen Erscheinungen nicht hervor brachten, blieb es doch immer ihr Amt, sie zu erklären und zu deuten. Von Amtes wegen haben sie daher das religiöse Gefühl der Rohen erweckt, der Aengstlichen gelenkt, der Forschenden geschreckt.

Die Priesterschaft hat sich zur übrigen Menschheit wie die Atmosphäre zur Erde gestellt. Aus den Banden der Schwere, aus der Verstrickung des allgemeinen Zusammenhangs reißen sich feinere, geistige Stoffe los, erheben sich über die Erde, machen sich selbständig, ja obherrschend, wallfahrten in wunderlichen, wechselnden Wolkenkutten vor der Sonne und den Gestirnen hin,

und aufwärts anbetend, abwärts verdunkelnd, strömen sie bald Segen bald Verheerung auf die schwesterliche Erde nieder.

Aber auch unter dem dicksten, bewölktesten Dunstkreise grünet vom Einfluß der ungesehenen Sonne die Erde; und im dumpfsten, abhängigsten Zustande schlägt des Volkes Herz gläubig unter dem Einfluße des Göttlichen. — Es war für die Priester ein Glück, daß sie diesen Glauben an das Ueberirdische nicht erst zu erschaffen, sondern bloß zu ergreifen brauchten, um sich seiner, meist zu ihrem eignen Nutzen, zu bemächtigen, und als Dollmetsche des Himmels das zweifelhafte, furchtvolle Geschlecht in einem künstlichen Netze von eiteln, meist täuschenden, oft blutigen Gebräuchen zu fesseln und zu führen. Die Mexikaner mordeten Kinder vor den Bildnissen ihres Götzen Vitzli-Putzli; in Babylon mußte jede einheimische Frauensperson einmal in ihrem Leben im Tempel der Mylitta ihre Keuschheit einem Fremden preisgeben; in Indien feiern die Mädchen unzüchtige Tänze vor dem Bilde des Lingam.

— Gegen solche und ähnliche Gebräuche, die sich auf priesterliche Einrichtungen gründen, stehen freilich die römischen Ceremonien sofern im Nachtheil, als man die Menschen bei ihrer wildesten Sinnlichkeit eben am sichersten faßt und am weitesten führt: doch reichte bei unserer zartern, sinnigeren Bildung die Kirche mit zahmern aber sinnreichern Gebräuchen aus.

Da ertappe ich mich nun aber wieder auf einer grundfalschen Ansicht. Ja, wenn das eben Angeführte auch nur einen Schimmer von Tadel an sich trüge; so sollte es zu meinem größten Vorwurf unausgestrichen bleiben: denn wahrlich! die Priestermittel haben ihre vortreffliche Seite.

Die Menschen zeigen sich nämlich überall, ich weiß nicht, ob mehr unerkenntlich oder mehr unverbesserlich. Ist es doch überall und allzeit die Bemühung der Ausgezeichneten und Gebildeten des Geschlechtes gewesen, ihre mitleidswerthen Mitbrüder nach dem gelobten Lande der Wahrheit zu führen, jene zurück-

gebliebenen Nomaden der Zweifelsteppen und Angstwüsten, jene Durstigen, die bethört nach dem täuschenden Sirab rennen, dem wasserähnlichen, labsalverheißenden Wüstendampf der Mittagshitze. Es ist aber den Priestern wenig gelungen, die Menschheit im Großen religiös und sittlich zu machen. Die künstlichen Veitstänze und bunten Fastnachtzüge kirchlicher Andacht hat sich das Völkchen wohl gefallen und behagen lassen: in Sinn und Sitte ist es aber so ziemlich das alte geblieben, und nur im Einzelnen ist man zu wirklicher religiöser und sittlicher Bildung gelangt. Diese Einzelnen sind dann aber auch wieder so eigensinnig gewesen, sich vom Priestereinfluß los zu sagen, und ihren höchsten Gewinn für eigne Errungenschaft zu halten. Ja sogar der Widerspruch und Widerstand einzelner Völker oder Volksstämme gegen das alte priesterliche Treiben hat zu verschiedenen Zeiten der sittlichen und echtreligiösen Bildung einen besondern Aufschwung gegeben; wie sich denn schon in früheren Tagen einzelne ketzerische Sekten vor den Rechtgläubigen, und

in neuester Zeit die protestantischen Länder vor den römischkatholischen durch solche Bildung ausgezeichnet haben. Da hat sich nun das erhabene, unfehlbare Geschick in's Mittel geschlagen, und indem es die Priester aller Zeiten und Völker stark und fett werden lassen, die Absichten und Mittel derselben, die das blödsinnige Volk für sich selbst verschmähte, auf das glänzendste gerechtfertigt.

Ja, soviel man auch über das gesegnete Oelkrüglein der Priester-Inspiration lächeln mag, und wenn ich es selbst gethan hätte: man muß sich auf den Mund schlagen, und stumm eingestehen, daß die Priesterschaft überhaupt, und gewiß nicht ohne besondere Erleuchtung, die Mittel gefunden hat, die sich auf eine oder die andre Weise als zuträglich bewähren mußten, indem sie entweder dem Volke die Güter des Himmels, oder wenigstens doch ganz gewiß der Priesterschaft selbst die Güter der Erde zuwegebrächten.

O ganz verblendete Menschengeschlechter, die ihr diese Mittel nicht begriffen, sondern für eu-

ren Theil verschmäht habt! Und wenn man euch den Weg zur Sonne zeigen würde, könntet ihr euch nicht von dem Segen des Lichtes an den eignen reifen Waizenfeldern eurer Lehrer überzeugen?

Wahrlich, die Priestermacht ist die nachdruckvollste Rechtfertigung der Priestermittel! Heil den Entschloßnen, die vor Allem das Reich Gottes gesucht haben, und denen darum verheißnermaßen alles Andre zugeworfen worden ist! Ach! und sie sind oft baarfüßig, meist baarhäuptig gewesen, und haben sich solchen Zuwürfnissen ausgesetzt, wie Gold und Edelsteine, Provinzen und Reiche waren, unter denen Unzählige schon Hals und Beine gebrochen hatten.

Aus diesem freundlichen Standpunkte dürfen wir nun auf die Priestermacht bei einigen ganz verschiednen Nationen ein paar flüchtige Blicke werfen. Wer gelehrt genug wäre sollte wohl eine umfassende Geschichte jener Gewalt schreiben, die überall so weit und tief umgegriffen hat.

In dem alten Mexiko standen die Priester

als Räthe neben dem König, der ohne dieselben keinen Krieg anfangen durfte. —

Die Priester sind stets friedfertige Leute gewesen, wie es ja von den römischen Päpsten bekannt genug ist. Sie haben daher auch immer ihr wachsames Auge auf den Krieg gehalten, diesen aus den Urwäldern der menschlichen Leidenschaften hervor brechenden Tiger. Wenn dann aber doch der Krieg nicht ganz zurück zu halten war; so suchten die Priester wenigstens doch, ihn zu führen. Daher der übliche Ausdruck: Krieg führen. So läßt sich denn doch das Gefährlichste mit einiger Beruhigung gerade in der mächtigsten und heiligsten Hand mit ansehen. Seitdem gab es daher auch heilige Kriege; und es wird ja dieser Ausdruck auch heutigen Tags noch von weltlichen Regenten gebraucht, wahrscheinlich um an jene schöne Zeit zu erinnern, wo sich die Priesterschaft doch um die weltlichen Händel noch etwas mehr bekümmerte.

Bei den alten Deutschen und Skandinaviern war zwar nicht der Krieg, aber doch

die richterliche Gewalt in den Händen der Priester. Die Druiden sprachen in öffentlichen und Privatsachen Recht. Und dieß auch mit allem Fug; da Priester niemals Unrecht haben können. Auch traf damals noch die alte Priesterklappe richtig ihre zwei Fliegen mit einem Schlag: denn die Druiden errichteten zugleich denen, die sie für schuldig verurtheilt hatten, Zufluchtsorte der Begnadigung. — Schöne Zeit, wo Keiner zwischen Recht und Gnade leer ausging, sondern gleich einem gefügigen Eselein, wenn ihm das Heu abgesprochen ward, sein frisches Gras fand!

Am großmüthigsten hatten in Alt-Aegypten die Priester mit den Königen getheilt, und fast allein die schwere Bürde des Regierens übernommen. Zwar wählten nebst den Priestern die Soldaten den König; die Priester aber hatten bei Weitem die meisten Stimmen dabei. Sobald der König aber erwählt war, wurde er von Priestersöhnen bedient. Die Priester schrieben ihm, um das Mögliche zu seiner Bequemlichkeit zu thun, seine ganze Lebens- und

Tagesordnung vor. Damals nagte an keinem König die entsetzliche Wahl, ob er mit Falben oder Füchsen ausfahren, ob er jagen oder tafeln solle, u. d. gl. — Weit gefehlt jedoch, daß die ägyptischen Könige von den Priestern wären gegängelt worden: wieviel Eigenwillen vielmehr den Herschenden noch geblieben seyn mußte, geht daraus hervor, daß den Hohenpriestern die Gewalt zustand, bei feierlichen Ceremonien die Aufführung des Königs öffentlich zu untersuchen und laut zu tadeln. Konnte denn nicht auch ein König, zumal ein geistreicher, deren man doch auch hat, mit den Priestern, die ihn so nah angingen, wenigstens in Widerspruch kommen, und mithin das Allerschlimmste begehen, dessen sich ein König schuldig machen kann? — Wie bin ich selbst nur meines Namens wegen schon auf meiner Huth!

Im benachbarten Aethiopien muß es indeß wirklich schlimme Regenten gegeben haben; denn dort stand der schwarzen Priesterschaft sogar die Gewalt zu, Könige vom Thron zu stoßen und zu Tod zu verurtheilen. Vermuthlich

war das äthiopische Königsblut zu heiß und heftig, daß sich die dortigen Jesuiten — ich will sagen Priester, denn es gab ja damals noch keine Jesuiten, — genöthigt sahen, öffentlich also mit Königen zu verfahren.

Wie abhängig bei den Juden die Volksführer und Könige von der hohepriesterlichen Gewalt waren, wird uns frühe schon als Knaben in der heiligen Geschichte beigebracht, damit wir natürlich bei der spätern Geschichte der römischen Päpste und Kaiser um so lebhafter das gute Betragen Kaiser Heinrichs des Vierten zu Canossa empfinden können. — Hätte sich nur die römische Priesterschaft im Mittelalter mit ihren Studien nicht so bloß auf die heilige Geschichte der Israeliten beschränkt, sondern sich etwas mehr in Aegypten und Aethiopien umgesehen! Aber erst unter den Jesuiten wurden die allgemeinen Wissenschaften mit Neigung und Erfolg getrieben.

Gehen wir nun noch etwas weiter, bis nach Indien zurück: so sind auch dort die Priester keine Lumpe gewesen. Vielmehr haben sie, rück-

sichtlich der sanftern, sinnigeren Natur des Volkes, ihre Gewalt mehr in das Uebersinnliche ausgedehnt. Ein Beispiel ist wahrhaft symbolisch für alle Priesterweisheit. Das Wasser des Ganges nämlich hat eine sündenreinigende Kraft in seinen Wellen; doch ohne Wirkung würde der Reuige baden, der nicht die von Braminen geweihten Strohhalme fest in der Hand haltend, in die heilige Fluth stiege.

Und du, römisch-christlicher Sünder, vermeinst rein zu werden, indem du dich nur in den heißen Strom der Reue stürzest, und mit dem kühlen Linnen der Besserung abtrocknest, wenn auch ausserhalb dem Badhäuschen des Beichtstuhls, und ohne daß ein Priester dich reibe und abtrockne (absolvire)? — O vergiß die Strohhalme des Braminen nicht! — Wie soll denn auch, ungeachtet deiner übersinnlichen Natur, das Uebersinnliche ohne Vermittlung an dich kommen, seit zwischen Himmel und Erde die Vögel — mit Strohhalmen nisten?

Noch weiter hinauf, an die Götter selbst

reicht die Macht des Braminen. Die Götter warten darauf, daß ihnen ein Priester ihren Aufenthalt im Irdischen anweise. Die Steine der indischen Dreifaltigkeit, des Brama, Wischnu und Schiva, sind vor der geheimnißvollen Einweihung der Priester bloße Kieselsteine; wie ja auch die Hostie auf den römischen Altären vor des Priesters Einsegnung nur taubes Brot ist. — Ja die Braminen haben die Gewalt, die Gottheit aus einem sinnlichen Aufenthalt in den andern zu berufen. —

Hierher paßt auch noch einmal die schon in der Betrachtung über Ascetik erwähnte indische Mythe, wie nämlich jener berühmte Held Viswamitra, nach dem erhabnen Rang eines Braminen trachtend, durch die unerhörtesten Bußübungen die Verdienste der Götter und Heiligen übertraf, die drei Welten durch seinen Willen bedrohte, bis die bangen Götter den Brama bewegten, an der Spitze der Himmelsscharen dem göttlichen Helden entgegen zu kommen, und ihm die Braminenwürde zu verleihen.

Wenn das Volk diese Mythe glaubte, — und dazu war sie ja eben gemacht, — welche hohen Begriffe von der Würde eines Braminen mußte es erhalten?

Nach all' diesem dürfen wir uns aber freuen, daß unsere eignen Priester sich vor solcher Herrlichkeit vergangner Zeiten oder entfernter Völker keineswegs gedrückt zu fühlen brauchen. Sind doch auch sie mit der erhabensten und erstaunlichsten Würde bekleidet! Mit einer Würde, die ihrem Grunde und ihrer Natur nach etwas weniges in die Verwandschaft mit der indischen Priesterwürde zu schillern scheint, die aber doch wirklich ein ausschließendes Eigenthum unserer Priester bleibt.

Man lese: „Das Priesterthum in seiner Würde und Bürde. Eine Primiz-Predigt ꝛc. Fulda 1827," — wo es unter andern heißt: S. 11. „Priesterthum, göttlich eingesetztes Priesterthum, — Fortsetzung des großen Erlösungswerkes Jesu Christi — wie kann ich es wagen, dich darstellen zu wollen in deiner Würde, da du, wie der heil. Igna-

tius, der Martyrer bezeugt, hoch erhaben über jeden Vergleich und unendlich erhaben über jeden Gedanken, da du bist ein erstaunliches Wunder?“ — —

S. 17. „Aber nicht nur Propheten sind die Priester, wie der, dessen Stelle sie vertreten; sondern auch als Stellvertreter des großen Königs, des Königs der Könige, dessen Reich nicht ist von dieser Welt, und darum kein Ende haben wird, sind sie königliche Beamten und so zu sagen selbst Könige, und so weit die unsterbliche Seele erhaben ist über den hinfälligen Leib, so weit sind die Priester an Würde erhaben über alle weltliche Fürsten und ihre Beamten, welche, wie der heilige Marcellinus sagt, wenn sie guter Art sind, darin eine Ehre suchen, daß sie die Priester Gottes ehren, vor denen die Könige ihr Haupt neigen, und Segen von ihnen verlangen.“ — —

„Götter seyd ihr, ihr Priester Gottes, im höhern und eigentlichern Sinne

des Wortes, als die, so man gewöhnlich Erdengötter nennt; denn euch ist göttliche Macht beschieden." —

S. 20. „O erhabene Würde des Priesterthums, ja du verleihest denen, die dich empfangen, göttliche Macht; denn der Herr selbst richtet sich nach dem Ausspruch des Dieners, und wie der Priester urtheilt auf Erden, so bestätiget der Herr im Himmel das Urtheil ꝛc."

S. 23. „O übergroße Gewalt des Priesterthums! ruft der heil. Laurentius Just. aus; nach dem Willen des Priesters wird der Leib Christi verschleiert in die Gestalten des Brotes ꝛc."

„Den Priestern ist aus Gnade verliehen, was Engeln versagt ist; diese umschweben in heiliger Andachts-Gluth das hochheilige Opfer; die Priester aber behandeln es in ihren geweihten Händen ꝛc." —

Unsere Priester, denke ich, können damit zufrieden seyn; sie mögen nur hübsch d'rüber halten, und es sich nicht im Mindesten anfech-

ten lassen, wenn Einer oder auch Viele bei Betrachtung solcher Würde und deren Träger etwas Befremdliches um das Auge und ein Zwikken des Mundes nicht unterdrücken können.

Freilich gibt es unter denen, welche Priesterwürde tragen, Viele, ja noch mehr als Viele, die von Geiste sehr beschränkt, von Herzen eng, von Gesinnung gemein, von Sitten roh sind, kurz, die eine entfernte Aehnlichkeit mit denen haben, die man im weltlichen Stande — gottserbärmliche Menschen nennt. Aber was ficht das die Priesterwürde an, die weder im Geist noch im Herzen, weder in der Gesinnung noch in den Sitten ihre Unterlage hat, sondern etwas Eingesalbtes, Geheimnißvollunauslöschliches, genug etwas — Unbegreifliches ist? Wer wird fragen, wo solche Würde liege? Genug, daß sie wirklich liegt; und wehe den Zweiflern, wenn sie je einmal wieder aufstehen sollte!

Nun aber könnte noch gefragt werden, warum ich über das Erhabenste der Priesterwürde einen so jungen, unbekannten Mann zum Spre-

cher vorführete, da doch alte, berühmte Kirchenmänner genug dieser Würde Zeugniß gegeben hätten.

Ich könnte darauf antworten, dieser junge, von so alten Träumen heimgesuchte Mann sey mein Landsmann: aber damit wäre nichts gesagt. — Ich könnte bemerken, daß die geistliche Oberbehörde, durch deren Vergunst jene ergetzliche Predigt unter die Presse gerathen ist, solche Rücksicht verdiene: aber auch damit wäre wenig gesagt. Daher will ich denn nur gestehen, daß es der Kirche selbst zu gefallen geschehen ist, die ihren Ruhm am liebsten von — Unmündigen verkünden läßt.

Nun wäre freilich noch Mancherlei von den Priestervortheilen zu melden, — von den Opfern, Erstlingsfällen, Zehnten, Gütern und Renten, Intestaterbschaften u. d. gl. in welchen Dingen die Priester aller Völker gar manche Berechtigungen und Vorzüge zu genießen gehabt haben: es will sich dieß aber nach jenen höhern Angelegenheiten nicht recht geziemen. Auch haben die Priester unter allen Zonen eine muster-

hafte Uneigennützigkeit bewiesen; so daß ich den alten Schelm Aristophanes, mit dem ich mich unglücklicher Weise gleich anfangs eingelassen habe, nicht recht begreifen kann, wenn er seine Vögel pfeifen läßt:

Auch in Luchsenheim an jener
Wasseruhr verweilt ein trug-
volles Zungenbäuchlervolk,
Welches erntet, so wie aussä't,
Und sich Trauben liest mit seinen
Zungen, und sich Feigen sucht.

Kreuz und Spaten.

Heilige, aber Helden, die des selbstigen Lebens Lust und Lockung, die Ruhe des Klosters, die Süßigkeit der Andacht, den Reiz der Forschung dahin gaben, um die Wohlfahrt der Welt zu begründen! Mit Brotkorn und himmlischer Lehre sind sie gekommen, haben die Wildniß gelichtet, ungebändigte Gewässer geregelt und gedämmt, dann Hütten gebaut, die wohl-

thätigen Quellen heraus gelockt und das unge-
ordnete Erdreich in segenbare Falten gekleidet.
Sie haben, den Himmel zu gewinnen, zuerst
die Erde aufgeräumt, und indem sie es hienie-
den den ungeschlachten Menschen wohnlich und
heimisch gemacht, haben sie in der Brust der-
selben den Sinn für Oben geweckt, in die frucht-
bare Erde das Fundament des Himmels ge-
graben.

Da bricht die Gewalt des ungezähmten Erd-
geistes; sein giftiger Sumpfathem verschwindet,
die Luft trinkt sich heilsam an der aufgeschnür-
ten Brust der gebauten Erde, die Wolken lich-
ten sich, und der blaue Himmel sieht lächelnd
herab auf die gekämmten Häupter der Menschen;
er sprießt ihnen um geschmückte Hütten seinen
Segen und die wechselnden Sinnbilder der
Ewigkeit.

O hätten die Mönche immerfort neben dem
Kreuze den Spaten geführt: welches Glück hät-
ten sie der Menschheit statt des Unsegens ge-
bracht!

Krummstab.

„Unter dem Krummstab war doch gut wohnen!" —

Dieser Seufzer hat sich, selbst in protestantischen Ländern, zu einem gewissen Credit gemein gemacht. — O Lustigkeit, du Prälaten-Nichte, was hast du für rothe Backen! Hast du ausgeschlafen, Kind? Oder schämst du dich, Jungfrau, deiner Liederlichkeit und Faulheit wegen? Aber es muß dir auch schon etwas hingehn: denn deine Oheime haben zu ungleich und großmüthig mit ihren Unterthanen getheilt. Sie haben dem Volke nur das süße Joch des Glaubens aufgelegt, und für sich selbst die schwere Bürde des Genusses übernommen.

Die geplagten Prälaten waren zuletzt die Opfer ihres frühern Eifers geworden. Denn

nachdem sie in den frühesten Jahrhunderten dazu berufen und vorgezogen (praelati) worden, Heiden zu bekehren und Wildnisse umzurotten: so lag ihnen nun, da die Heiden bekehrt und die Wildnisse angebaut waren, das ganze Füllhorn jenes Glückes, das sie zu verkündigen und zu verbreiten hatten, schwer auf ihrem eignen Nacken. Sie sahen es als eine Erleichterung an, daß sie, zum Gedächtniß ihrer frühern Züge und des ehemaligen Eifers, in die Wälder ziehen konnten, um als eine symbolische Nachübung ehemaliger Heidenbekehrung, — Heidelerchen zu fangen, und statt der Wilden, die bekehrt waren, ihr Amt an Wildschweinen zu verrichten. — Noch andre lästige Dienstobliegenheiten drückten einzelne Orden und Ordensgeistliche in den letzten Zeiten der Krummstabherrschaft. Bekanntlich hatte nämlich in den frühesten Jahrhunderten die Geistlichkeit soviel von rohen Sitten der Völker aus dem Leben weggeräumt, daß es gar nicht nachzuweisen ist. Da waren nun die eigentlichen Oekonomen und Speicherverwalter der Prälatenschaft damit be-

auftragt, den alten Vorrath in der nunmehr ausgebildeten und verfeinerten Gesellschaft unter der Hand wieder abzusetzen. Solche fremdartige Geschäfte mögen den geistlichen Herrn unangenehm genug gewesen seyn; denn Manchen wollte das Werk nicht eher gelingen, bis sie sich einen unsäglichen Muth und eine bittersüße Entschlossenheit angetrunken hatten.

Um aber diese ernsthafte Betrachtung nicht in eine weitere Specification des ganzen bekrummstabten Lebens auszudehnen, will ich zu einer scherzhaften Erinnerung übergehen.

Der sturmvollen Periode, die mit der französischen Revolution begann, ging, wie ältere Leute wissen wollen, eine Schwülstille behaglichen Genusses voran. Die Zeit beglückte, nicht der Krummstab. In der Revolution und dem Seitenkrater derselben, der Säcularisation, ging allerdings ein herrliches Schlaraffenleben zu Grund, — für die Geistlichkeit. Vielleicht aber auch, daß die Unterthanen mancher, unter dem Krummstabe gestandnen, deutschen Provinzen den Wechsel und Druck der Zeit schmerzlicher

fühlten, und unmuthiger trugen, als die vom Zepter Regierten. Dann aber schwerlich darum, weil ihr Uebergang vom Glücksbehagen zum Leiden größer gewesen, sondern vielleicht nur deßhalb, weil unter der Segnung des Krummstabs der Unterthan in Kultur und Betriebsamkeit zurück geblieben, und seine geistige Kraft weniger geübt und gestählt worden war. Nicht zu rechnen, was der, oft von der Geistlichkeit angefachte Unmuth über die neue protestantische Herrschaft an der Unzufriedenheit reizte.

So lang übrigens der Krummstab noch herrschte, durfte nur die Geistlichkeit, der Adel und die höhere Dienerschaft sprechen und urtheilen. Diese befanden sich aber wohl. Der gemeine Mann, in der einzigen Kraft des Glaubens geübt, konnte auch nicht an seinem Glücke zweifeln; zumal er seit Jahrhunderten keinen andern Zustand erfahren hatte, als in dem er sich befand. Meinung durfte er nicht haben, und hatte ganz gewiß kein Urtheil. „Heiliger Vater, wir glauben, und sind glück-

lich!" — dieß war sein eingelernter — Dompfaffenpfiff. — Nun aber hatte die Revolution den gemeinen Mann mündig gemacht, und ihm die Zunge gelös't. S c h r e i e n war der erste Gebrauch, den er als neugeboren davon machte. Im Vergleich mit seinem früheren Zustande bildete sich Meinung und Urtheil. Wahrhaftig! Meinungen spricht heute der gemeine Mann aus, die ihn früher mit dem Waldhammer des Krummstabes zu Höllenbrandholz bezeichnet hätten. — Fiel aber das Urtheil, das er jetzt zu fällen lernte, günstig aus? — Unmöglich! Eine stürmische Zeit trat ein, und der e r s t e Gewinn der neuen Veränderung durch die Säcularisation war auch mehr g e i s t i g e r Natur, und konnte von dem Sinnlichen noch kaum empfunden, vielweniger geschätzt werden. Doch allmälig, ungeachtet der stürmischen Zeit und der auf sie gefolgten Brandung, hat sich auch das Bürgerliche günstig geändert. Nun wohnt der Bauer in einem freundlichen Hause mit bemahltem Ziegeldache, dessen Großvater in einer Hütte gewohnt; seine Hausfrau melkt zwei Kühe,

deren Großmutter unter einer Ziege gesessen hat; feste, trockne Wege gehen nach seinem Dorfe, vor welchem ehemals der Kärrner im Sumpfe stecken blieb, und Mitleid und Vorspann der Nachbarn anrufen mußte. Und wieviel, sonst unbekannte, Genüsse kommen ihm jetzt auf diesen guten Wegen zu? — Soviel ist wohl gewiß, daß bei unterbliebener Säcularisation die Noth der Zeit von den Krummstäben nicht zurückgescheucht, — eben so wenig aber auch die glücklichen Erfolge des großen Zeitumschwungs wären herbei geführt worden.

Aber warum klagt nun dennoch der gemeine Mann?

Weil jede sich bewußte und fühlende Gegenwart in der Vergangenheit ein goldnes Zeitalter träumt. Haben nicht Viele in jüngsten Tagen sogar die Zeit der französischen Einquartirung zurück gewünscht?

Die Prälaten und ihr Anhang haben allerdings verloren, und daher für sich mit allem Fug den Spruch aufgebracht: „Unter dem Krummstab war gut wohnen." — Der Spruch

gilt aber einer entschwundnen Zeit, und findet daher leicht auch bei Andern Gehör; er spricht sich gut fort, und scheint glaubwürdig, ja kaum zu widerlegen, — eben weil der Krummstab nicht mehr herrscht. Sobald Jupiter den Saturn vertrieben hatte, war unter diesem, obgleich er seine eignen Kinder verschlang, das goldne Zeitalter gewesen, und — wenn mir recht ist, — ging damals in der ganzen Heidenwelt das Sprichwort: „Unter der Hippe war doch gut wohnen!“ —

Zugegeben aber auch, daß man sich unter den geistlichen Fürsten nicht übel befunden habe: was begreift man denn doch hierunter? — Es fehlte freilich auch für den gemeinen Mann an der gemeinen Weide nicht, und die Finanz-Politik der Krummstabführenden war darin mild, daß die Kirchenschafe zur Sommerzeit geschoren wurden, um den Tag Johannis des Täufers, der auch mit einem Lamm abgebildet wird, und um welche Zeit ein geschorner Pelz eben nicht unbequem und die Wolle am besten ist. Und dieß Schaf- und Schlafleben soll die große

Herrlichkeit ausmachen? Jammerschade, daß alsdann die Menschheit von ihrer großen Bestimmung abgekommen ist, wenigstens jener auserwählte Theil, der unter dem Krummstab weidete! Darauf kömmt es ja eben nicht an, daß der Geist des Menschen in Freiheit, Kampf und Ringen sich erwecke, entwickle, erweitere, — der Character sich im Drang des Lebens, auf den Kreuzwegen der Begierden und Interessen stärke und veredle. Wer vielmehr nur so glücklich wäre, die Bedürfnisse des Geistes, die Führung der Leidenschaften los zu werden, und damit seinen Balg in Hege und Pflege zu geben! —

Liebe und Andacht.

Heim zog mein Herz in Fröhlichkeit,
wie Lerchen in der Frühlingszeit,
dahin, wo Bächlein niederfließen,
in's Fuldathal mit fetten Wiesen.
Wie wallen die Hügel sanft und schön
hinan zur blauen hohen Rhön!
Und in der lieblichen Sommernacht,
aus der Johannistag erwacht,
leuchten die Höhn in goldnen Flammen,
und Knab' und Mägdlein kommen zusammen;
sie scherzen, sie springen auf weichem Rasen,
herab vom Wald die Hörner blasen.
Das Bächlein flüstert mit dem Baum,
es geht in jener Nacht kein Traum:
die frohen Augen bleiben offen,
die Herzen freu'n sich oder hoffen. —

Am Johannisblümchen pflückt verzagt
das Mädchen Blatt für Blatt, und fragt:
Er liebt mich, — liebt mich nicht, — er liebt!
Bald fragt es froh und bald betrübt;
und was das Mägdlein ausgefragt,
d'rauf frisch und froh der Knabe wagt. —
O süße Nacht, o kurze Nacht!
Und wenn Johannes nun erwacht,
verglimmen die Feuer, die Glocken läuten,
man zieht zur Stadt aus allen Weiten.
Da liegt von Blumen und von Laub
auf Kirchentreppen ein Opferraub;
und Maien stehen überall zart,
sie hängen und nicken der Wallfahrt.
Die Thüren und die Fenster prangen,
mit Kränzen weiß und blau behangen. —
Die Liebe wählt, die Andacht weiht,
so wird das Erdenthum zerstreut.

Japanische Kirche.

Der Leser wird sich nicht wenig wundern, von einer japanischen Kirche zu hören, und zuerst etwa denken, es sey damit wie mit den japanischen Häuschen gemeint, die eben nicht entfernter, als in unsern künstlichen Gartenanlagen anzutreffen sind. Aber nein! Der geschätzte Leser soll wirklich mit einem Mal weit hinweg nach dem hintersten Inselreiche von Asien geführt werden, welches Japan oder Nippon, Sonnenaufgang, heißt. Mein Wunsch ist, der günstige Leser, den doch alle die nahen und bekannten kirchlichen Dinge, die ihm in diesem Büchlein zur Betrachtung vorgeführt werden, leicht auch ermüden können, möchte dadurch zu einer kleinen Erholung und Zerstreuung kommen, das er in dieser wildfremden Hei-

denwelt kürzlich und zur Abwechslung von andern und fremdartigeren Religionsangelegenheiten etwas Ermunterndes vernehme.

Glücklicherweise finden wir, indem wir den Spaltungen unserer, in mehr als einer Hinsicht — am Sonnenuntergang gelegnen Kirche entfliehen, zu jenem Lande, wo die Sonne, wenigstens in Einer Hinsicht aufgeht, guten Ankergrund an den — verschiedenen Sekten, in die sich die Japaner der Religion nach eintheilen. Alle diese Sekten, Xinto Siutto, Budzo oder wie sie sonst heißen, kommen mit der Verehrung ihrer verschiednen Gottheiten doch in der Andacht zu zwei höchsten Wesen, Amida und Xaka überein. Besonders angesehen ist Amida.

Dieser hat vor viel tausend Jahren auf der Erde gewandelt, und sich durch erstaunliche Bußübungen und Selbstpeinigungen zur Würde der Gottheit erhoben. Solche freiwillige Leiden hat er nebst einer großen Anzahl ihm nachgefolgter Heldengottheiten, die den Character von Heiligen tragen, in der Absicht übernommen, um

dadurch für die gläubigen Anbeter einen Schatz von Gnade zu häufen, durch den sie von den Qualen der Hölle befreit würden.

Diesen Schatz der Verdienste vermehren nun täglich die unzähligen japanischen Mönche durch überflüssiges Beten und Kasteien. Ueber diese Actien an dem großen Gnadenschatz können dann auch die einzelnen Mönche billiger Weise verfügen, und gegen irdische Erkenntlichkeit und Gunst, was der gemeine Mann sonst — Geld und gute Worte nennt, von ihrem Ueberfluß den bedürftigen Laien ablassen. Ueber solche Abtretungen oder Anweisungen werden Ablaßzettel ausgestellt, die zur Erleichterung der Heilsgeschäfte so bequem eingerichtet sind, daß sie von dem Inhaber an jeden Dritten, der gerade denselben Betrag von Gnade bedarf und zu ziehen wünscht, abgetreten (indossirt) werden, und dergestalt von Hand zu Hand gehen können. (Girowechsel.)

Weil nun aber, wie bei uns, zufälliger Weise auch in Japan, der große Haufe leicht-

sinnig und vergessen, sein wahres Wohl hint=
an setzt; so sind die eifrigen Mönche darauf
bedacht, durch unaufhörlichen lauten und leb=
haften Predigtzuspruch, selbst auf den Straßen
und Märkten, die Gläubigen an die Qualen
der Hölle zu erinnern, die sie denselben sehr
getreu und anschaulich zu schildern suchen. Was
aber Worte hierin nicht vermögen, thun gute
Bilder; und so fehlt es denn in Japan an den
Tempeldecken und Wänden nicht an Teufeln,
welche die armen Seelen mit aller Geschäftig=
keit bedienend, die Beschreibung der Mönche
von den Höllenpeinen anschaulich und unbezwei=
felbar machen. Diese Bilder müssen wirklich,
wie wir sonst technisch zu sagen pflegen, —
brav seyn; wenigstens treiben sie, nach den
Berichten der frühesten Missionare, die Japa=
ner zu einer erstaunlichen Freigebigkeit gegen
— Tempel und Klöster an, haben jedoch auch
für die einzelnen Mönche den guten Erfolg,
daß diese durch den reißenden Absatz ihres Ab=
lasses zu immer neuer Verdiensterwerbthätigkeit
angetrieben werden. Wie könnten sie denn auch

mit ihren Girowechseln auf etwas anweisen, was noch nicht erworben wäre? —

Wenn ich dem gerührten Leser nun bemerke, daß die mancherlei Mönche in Japan sich in Regulare und Sekulare theilen: so wird sich hiernach ein Kenner der römischen Geistlichkeit gar leicht vorstellen können, was damit gesagt ist. Die regulirten Mönche wohnen in prächtigen, reichen und mitunter einsam gelegnen Klöstern und zwar zu Tausenden beisammen. Es ist bekannt, daß die Mönche gern zahlreich leben, und dieß zwar nicht sowohl, weil sie, von aller Welt geschieden, doch nicht gänzlich ohne Gesellschaft bestehen können, sondern weil sie vielmehr in der Regel so demüthige, bescheidne Leute sind, daß sie nur durch ihre größere Anzahl sich einiger Maßen überzeugen, daß sie für etwas zählen.

In diesen prächtigen Gebäuden leben sie im Cölibat, und ergeben sich den strengsten Bußübungen; ja sie unterscheiden sich eben nach Abstufungen der Strenge in ihren Uebungen und Kasteiungen, und werden nach diesem Maßstabe

vom Volke mehr oder weniger verehrt und für heilig gehalten. Manche Missionare behaupten zwar, es sey oft mit diesen Uebungen so genau nicht zu nehmen, und die Mönche gingen dabei etwas heuchlerisch und scheinheilig zu Werk: dieß darf uns aber, falls auch eben nicht der Heiligkeitsneid aus jenen christlichen Geistlichen spricht, keineswegs in Verwunderung setzen, wenn wir bedenken, daß wir ja weit von Hause, nämlich bei japanischen Mönchen sind, wo wir uns einmal an das Ungewohnte gewöhnen müssen.

Was sodann die Sekularen anbelangt, so sind das Mönche, die in eignen Häusern leben und ihre Einkünfte und Opfer mit einer oder mehren Frauenspersonen, die aber ihre wirklichen Gattinnen sind, in Müßiggang und Schwelgerei so gut verzehren, als ob sie von Canonikaten oder Präbenden lebten.

Wenn dem geneigten Leser schon bekannt seyn sollte, was Nonnen sind: so brauche ich nur zu sagen, daß es solche auch in Japan gibt, Frauenspersonen nämlich, die unverheirathet in Gebet und Buße klösterlich leben, und

von Mannspersonen nur die Beichtväter kennen lernen, die man vielleicht die — Nonneriche nennen könnte.

Auch die Nonnenklöster sind zahlreich genug besetzt, wahrscheinlich im Verhältniß zur benachbarten chinesischen Geistlichkeit, die schon um 844 nach Christi Geburt an Mönchen und Nonnen auf 260,500 Personen gestiegen war, so daß daselbst die Klösteraufhebung und Besteuerung der ausgedehnten Klostergüter für nöthig befunden wurde.

Daß es bei so vielen Göttern und Geistlichen nicht an Festen fehlen könne, sollten wir vermuthen, wenn wir in einem so fremden Lande Vermuthungen wagen dürften. Dieß Mal haben wir es indeß wirklich getroffen. Der Götterheiligen sind, wie gesagt, viele, und ihre Gedächtnißtage werden festlich begangen. Welches Gedächtniß kann all' die Tage merken? Aber es geht an denselben mit jedweder Pracht zu. — In den kostbarsten Anzügen kömmt Alles, was sich zu einer Sekte bekennt, und nicht etwa zu den freigeisterischen Deisten und Mora-

listen gehört, an öffentlichen Plätzen zusammen, um unter Gesang und Musik in einer Procession nach dem Tempel zu ziehen. Die Bildsäule des gefeierten Gottes wird zur Schau mitgetragen. Die Ceremonien in den Tempeln sind sehr mannichfaltig; es fehlt an Musik und Gesang, an Lichtern und Räucherwerk nicht, so wie denn auch eine Lobrede auf den Gott von einem Bonzen gehalten wird. Nach geendigtem Gottesdienst geht es an's Schmausen und Tanzen, zu Beleuchtungen und sonstigen Lustbarkeiten, wobei aller Handel und Wandel eingestellt ist.

Geht es nicht seltsam zu in Japan?

Eine andre Hauptreihe von Festen, die aber nicht weniger lustig und lärmend gefeiert werden, sind die Leichenbegängnisse und jährlichen Allerseelentage. Der Japaner hält sehr viel auf die Fürbitte für Abgestorbne. — Bei diesen Gelegenheiten, die gewöhnlich Trauergesänge, Gedichte, Reden und Gebehrdenspiel mit sich bringen, sammeln auch die selbst noch für die Hingeschiednen bedachten Mönche Le-

bensmittel, Kleider, Geld und Wechselbriefe, die sie im Wege des Commissionshandels den Abgestorbenen in die Ewigkeit zu übermachen versprechen.

Die Tempel in Japan sind nun nicht allein ihrer Pracht wegen, sondern auch durch wunderthätige Bilder berühmt. Das besondere Wunder, welches sich im Tempel zu Tencheda alle Neumonde an einem jungen Mädchen nach plötzlich wunderbarem Verlöschen der Lichter begibt, ist so respectabel, daß sich nichts weiter darüber sagen läßt.

Freilich werfen die Missionare den japanischen Mönchen Betrug und Gaukelei in geschickter und unbemerklicher Handhabung der wunderthätigen Bilder vor; und allerdings müssen auch solche geistliche Herrn, wie die jesuitischen Missionare waren, die doch auch europäische Wunder gesehen haben, als Kenner den Unterschied der Wunder überhaupt am genausten beurtheilen können, wenn selbst, wie sie behaupten, die japanischen Wunder auf ganz geheime Weise bewirkt werden. Wir dürfen ihnen

daher als Sachverständigen und Technikern vollen Glauben beimessen.

Noch zwei Hauptstücke der japanischen Kirche sind zu erwähnen übrig: — die Ohrenbeichte und der Rosenkranz. Ueber diesen letztern habe ich mich, wie ich theilnehmenden Lesern beichten will, außerordentlich gefreut, und zwar des vorliegenden Büchleins wegen, das nun unbedenklich in's Japanische übersetzt und verstanden werden kann. — Der japanische Rosenkranz ist übrigens auch eine Schnur mit Röllchen, und wird von Mönchen und Laien getragen, die nach kurzen Gebeten jedesmal ein Röllchen abstreifen.

Von so viel Neuem und Erstaunlichem ermüdet, sehnen wir uns nun wieder aus Japan zurück und sehen uns nach einer guten Gelegenheit um. Und siehe! glücklicher Weise findet sich auch eine. —

Den Jesuiten war es nicht lange nach Entdeckung dieses Landes durch die Portugiesen, nämlich um das Jahr 1552, durch ihre Kenntnisse und Künste gelungen, Eingang im Lande

zu finden, und die christliche Religion zu verbreiten. Hierzu trug nun auch eine seltsame Einbildung oder Erleuchtung bei, die sich nach den Bekehrungsversuchen der Jesuiten schnell verbreitete, und nach welcher die Japaner wähnten, sie wären bereits halb römisch-katholisch. In dieser glücklichen fixen Idee eilten Volk und Vornehme dem neuen Glauben zu, der Fortgang der neuen Lehre war erstaunlich, selbst der Kaiser von Japan erklärte sich zum Beschützer des Glaubens. — Auch die Jesuiten zeigten sich erkenntlich; wie denn der Jesuit Charlevoix das merkwürdige Bekenntniß ablegt, daß die römisch-katholische Kirche kein einziges Dogma, selbst keinen frommen Gebrauch besitze, wovon die Japaner nicht schon einige Kenntniß gehabt hätten. —

Da werden die guten Väter plötzlich des Verrathes verdächtig, daß sie unter dem Vorwande, das Reich zu bekehren, damit umgingen, den japanischen Kaiser vom Thron zu stoßen. Der Verdacht wird von dem Kaiser und den Großen des Reichs für gegründet befun-

den, und die guten Väter, die ja doch auch unglücklicher Weise in allen Welttheilen solcher Händel beschuldigt werden, müssen über Hals und Kopf aus Japan fort.

Wir benutzen die Gelegenheit ihrer schleunigen Rückfahrt, und kommen mit den trostlosen Vätern, jedoch zur unerwarteten Ermunterung derselben — bei Mont = Rouche wohlbehalten an.

Geheimnisse.

Der Mensch ist ein Sohn des Geheimnisses. — Wer hat noch das Räthsel seiner Geburt gelöst, ja nur durchahnet? Und wie verbindet oder verbündet sich ein unsterblicher Geist mit den unerklärlichen Bildungen des Blutes in der wonneschaurigen Minute der Zeugung, da der kecke, trunkne Augenblick so waghalsig an die Pforte

der Ewigkeit klopft? — Und wie erklärt es sich, daß der eingesegnete, fromm vorbereitete, heilig-durchwärmte Augenblick oft so schnöd oder mit Alltagswesen abgefertigt, — der verpönte, sündhafte, sinnlichentflammtstürmende aber so gesegnet, und gewöhnlich mit ausgezeichneten Sprößlingen begünstigt wird? Ja, wer gleicht diesen ungeheuren Widerspruch aus, in welchem wir hier die Natur mit dem Sittengesetze finden? Den Söhnen der sündhaften Lust hängt sie, eine verwöhnende Mutter, ihre herrlichsten Gaben an. Und die Vorsehung bestellt oft genug diese Söhne nach ihren Kräften würdig und glänzend in der Weltgeschichte.

Abderrachman führt ein ungeheures Heer Araber über die Pyrenäen nach Frankreich. Es gilt, Christenthum und christliche Bildung, die edeln Keime alles dessen zu vernichten, was sich im letzten Jahrtausend in Europa Herrliches und Erstaunliches entwickelt hat. — Unter dem Feldgeschrei: Allah und Mohammed dringen die siegreichen Scharen vor. Herzog Eudo, der

gegen Spanien die christliche Grenze hütet, weicht schon und flieht. Die Fluth der Araber wälzt sich über Südfrankreich. Alles sucht Schutz und Hülfe bei Karl Martell. Der, an der Spitze des Heerbannes von Austrasien, den Niederlanden, dem Rhein, Thüringen, Schwaben, Baiern und der Longobarden, tritt zwischen Tours und Poitiers im Jahre 732 dem furchtbaren Abderrachman entgegen. Er ist die alleinige Hoffnung Europas. Eine ungeheure Völkerschlacht wird geschlagen. Abderrachman fällt, 300,000 Mohammedaner bedecken das Feld, und die heutige Gestalt unseres Welttheils ist gerettet. — Wer erkennt nicht in dem gewaltigen „Hammer“ Karl eine der Hauptsäulen der Weltgeschichte? Aber Karl war unehelich geboren; und die Vorsehung hat auf seine Geburt gerechnet.

Wer will es nun dem Sohne des Geheimnisses verargen, wenn er sein Leben lang dem Geheimniß hold und gewärtig bleibt. Die Geheimnißsucht ist die Erbsünde unserer Zeugung. Alles was sonnenhell und faßlich vor uns liegt,

gehört dem lustigen Tag an, vor dem wir eben nicht den meisten Respect haben. Die klaren Menschen sogar sind wohl recht erfreulich; aber der gemeine Sinn sucht nicht gerade viel hinter ihnen. Die Nacht dagegen, und das Schauerhafte, und Mysterien, versteckte Menschen und unbegreifliche Gedanken — wie anziehend und viel versprechend erscheinen sie nicht, und setzen die Menge in Bewegung? —

Daher hat die Kirche klug gethan, ihre Geheimnisse zu haben. Denn der kindische Mensch trachtet doch mehr nach dem, was ihm, wenn auch unverbürgt, doch unermeßlich vorkömmt, als daß er sich dessen freuete, was ihm gewiß und genügend wäre. Wer spielt nicht gern sein Viertelchen, oder Achtelchen nur, in der ungewissen Gnadenlotterie der Kirche, während er mit dem baaren Einsatze des Handelns, auf das sittliche Leben angelegt, sein gutes Bestehen fände? Und doch ist in dieser Lotterie auch der größte Gewinn ein Kapital, das der Mensch nicht einmal in dem Lebensgeschäft seiner irdischen Bestimmung anlegen

kann; sondern an dessen überirdischem Klingen er sich ergetzt, und — müßig vielleicht im moralischen Geschäft — sich zum Lump für die Ewigkeit rechnet. Der kindische Mensch! Und Geheimnisse machen eben nicht mündig.

Aber nun wirft sich freilich die Frage auf, woher doch nur die römische Kirche ihre Geheimnisse habe, da Christus durchaus kein Geheimnißmacher gewesen ist? — Kennen wir ihn ja doch längst als den Mann der Klarheit, des einfachen, offnen Wandels und der faßlichsten Vorschriften zu einem liebthätigen Leben. Wir sollen vollkommen nach unserm himmlischen Vater werden: und nirgends spricht Christus ein Bedenken aus, ob wir das Unbedingtgeforderte auch wohl aus uns selber zu erreichen vermöchten. Und wenn nun nicht auf dem von ihm selbst gezeigten offnen Lebenswege, sondern nur durch die erst von der spätern Kirche aufgeschloßnen Wendel- und Schwindeltreppen der Gnadengeheimnisse zum Himmel zu gelangen seyn soll: so fragen wir billig, warum uns Christus das Allerunentbehrlichste zu sagen ver-

gessen habe? — Doch nein! Er hat der Geheimnisse, die in dem Leben einmal nicht wegzuläugnen sind, so wenig vergessen, daß er vielmehr jenen Theil des Geheimnißvollen, der seinem himmlischen Vater allein bekannt sey, gänzlich abweis't, den andern Theil aber, für welchen die Jünger (ihrer Bildungsstufe nach) noch nicht reif seyen, auf sich beruhen läßt. Er wollte nun einmal durchaus handelnde, aber keine grübelnde, träumerische Schüler. — Und der Tag ist die Zeit des Handelns.

Woher hat also die Kirche ihre Geheimnisse? Das Natürlichste eines Geheimnisses liegt eben darin, daß man es nicht begreift. Die Geheimnisse der römischen Kirche wollen nun aber, wie es scheint, an Natürlichkeit noch dadurch gewinnen, daß man auch nicht begreife, wie sie nur überhaupt da sind. Wahrlich! wenn eben Etwas die Unfehlbarkeit der römischen Kirche recht auffallend in's Licht setzt; so sind es die Geheimnisse derselben. Denn ehe sich doch ein Mißverstand der Kirche in der Schrifterklärung einen Irrthum schelten ließe,

verwandelt er sich lieber gleich in ein Geheimniß. —

Wäre es nun hiernach der Kirche wie den Glückskindern ergangen, denen ihre Irrthümer gerade zum besten Gewinn ausschlagen: so mögen Andere auch nicht mit Unrecht glauben, die Kirche sey zu ihren Geheimnissen gekommen, weil sie solche nöthig gehabt habe. Und freilich geben, wie bereits bemerkt worden, Geheimnisse ein ganz besonderes Ansehen. Zudem hatte es die Kirche mit wilden Menschenstämmen zu thun, deren man auf dem ebenen Wege sittlicher Vorschriften nicht habhaft werden konnte; sondern die als Bären in Gruben der Geheimnisse gefangen werden mußten.

Aber warum will man sich darüber aufhalten, daß die Kirche zu den unzähligen Geheimnissen des Lebens noch ein Dutzend kirchliche hinzufügt?

Ja wohl, — der Mensch, dieser Sohn des Geheimnisses, wächst auch zum Bürger einer geheimnißvollen Welt auf. Sein ganzes Leben ist eine Pilgerfahrt an den heiligen Sta-

tionen der Geheimnisse vorüber. Er lebt und webt in Geheimnissen. Das Brotkorn, mit welchem sein hinfälliger Theil sich erhält, ist ein Geheimniß; jeder Athemzug ist ein Brandopfer in den Mysterien des Lebens, und wird, wie alle Opfer, zunächst zur Erhaltung des Altars selber verwendet. — Dennoch ist zwischen den Geheimnissen des Lebens und jenen der Kirche ein wesentlicher Unterschied.

Alle Geheimnisse des Lebens lassen sich auf das Grund- und Allgeheimniß der Liebe zurückführen. Ich verstehe unter demselben die Erscheinung des Ewigen, Unendlichen in der beschränkten Gestalt des Sinnlichen. Denn ist nicht jedwede Liebe eine Demuth, eine Beschränkung, ja Vernichtung, um des Auflebens in einem Andern willen? Und trägt nicht auch im Menschenleben jedes Liebeszeichen, durch welches sich die ganze Tiefe einer menschlichen Seele in einer unansehnlichen, beschränkten That zu erkennen gibt, etwas Unbegreifliches, Geheimnißvolles an sich? Aber der Liebende versteht das Zeichen, und findet in demselben,

so eng es aussieht, die unbegreiflichste Fülle. Und nur vermittelst der Liebe wird auch die Natur und das Leben verstanden, wenn auch nicht begriffen. — Die Geheimnisse des Lebens lähmen und verschlingen uns nicht; vielmehr wollen sie sich uns, um der Liebe willen, hingeben und erschließen; sie fodern zum Forschen auf, und theilen uns immer mehr ihr Herz mit, auch wo sie uns ihren Verstand noch entziehen. Indem wir uns mit Liebe diesen Geheimnissen nähern, werden sie immer mehr zu Quellen des Lichtes und der Erkenntniß. Unser Verstand wächst und erstarkt an ihnen, unsere Vernunft befreit und verklärt sich, unser Thun und Treiben empfängt seine Weihen, unsere Umgebungen und Verhältnisse werden bedeutsam, unsere Bestrebungen gewinnen Folge und Segen, unser Leben eine fortschreitende Richtung zur Gottheit. Zweifel, Aberglauben, Angst und Sorge verkürzen sich, wie die Schatten der Berge unter der aufsteigenden Sonne.

So ist es nicht mit den Kirchengeheimnissen.

— In Selbsucht verschließen sie sich vor dir, und drohen dich zu verschlingen. Dein Forschen weisen sie ab, fesseln deinen Verstand, verwerfen deine Vernunft. Und nicht genug, daß sie selber lichtlos sind, schlingen sie alles Licht in ihrem Bereich hinunter, und mit dem Lichte die goldnen Borden der Erkenntniß an den grünen Gewändern des Lebens und die schön gewirkten Säume an den Morgenhöhen des Tages. Unser Thun und Treiben verfällt den ungemeßnen Frohndiensten der Geheimnisse; vor ihrer Unergründlichkeit sind unsere Lebensverhältnisse unbedeutend und nichtig; unsere Bestrebungen zerstückeln sich segenlos, oder wachsen wie brandige Aehren auf, ohne die Gnadenwässerung aus jenen Cisternen des Himmels. Zweifel und Aberglaube, Höllenangst und Himmelssorge treiben uns unaufhörlich um diese Abgründe der Ewigkeit, und wehe demjenigen, der nicht in dieselben versinkend gerettet wird, sondern zum Gram seiner Angehörigen, zur Gespensterfurcht der Nebenmenschen unter fröhlichem Rasen des Lebens begraben liegt!

So stehen denn die Wunder des Lebens vor unserm Geiste ja vor unsern Sinnen unläugbar da, und nur das Wie ihrer Existenz bleibt ein Räthsel; an den Kirchengeheimnissen müssen wir aber erst irgend Etwas als wirklich daseyend glauben, um hernach die Möglichkeit desselben nicht zu begreifen. Nicht nur das Wie ist also ein Geheimniß, sondern das Wunder selbst ein Glaubensartikel.

Wir werfen ein Saatkorn in die Erde, und sehen einen schönen Halm daraus erwachsen. Aber, o Wunder! aus dem Halme drängt sich eine gesegnete Aehre voll Körner, wie das eine hingestreute war. Eines ist zwanzig, ja fünfzig. Welch' ein Geheimniß! Wer erklärt, wie das zugeht? Aber wir halten das Geheimniß indeß dankbar in den Händen, und finden wir das Wie nicht: hat uns doch das Was reichlich gesegnet. — Und so mag ein andächtiges Gemüth auf dem Wege, den wir mystisch nennen, in den nährenden Dingen der Erde den Körper des Ernährers, wie in den geistnährenden Halmen der Wahrheit die ewige Wahrheit

selber, in hundert Sinnbildern der Schöpfung — die Gottheit finden. — Es ist dieß freilich auch der Weg, auf dem unser Geschlecht sich zur Abgötterei verirrt hat; da es halb erleuchtet, halb träumend in den Dingen die Gottheit suchte, bis es zuletzt die Dinge selbst für Götter nahm. Aber genau erwogen, was kann sich im Stoffe regen, als der Geist, in der Schöpfung, als der Schöpfer? Und wenn du, brennendes Herz, in der Brotscheibe, die dich erhält, in der Weinwelle, die dich erhebt, den Körper der Gottheit zu finden glaubst: so hast du in andächtiger Sinnlichkeit die Wahrheit in ihrem groben Erdepilgergewande gefunden; die Gottheit wird es dir nachsehen, daß du sie mit den Augen gesucht hast, die sie dir selber ja gegeben hat.

Aber die Kirche bietet dir eine Brotscheibe, die du für den ganzen Körper eines menschgewordnen Gottes nehmen sollst. Ein Körper von wahrhaftigem Fleisch, der als Erzeugniß der Sinnenwelt nichts anderes seyn kann, weil er eben Fleisch ist, wird dir in seinem

ganzen Umfang und Gewicht in einem Brotblättchen dargeboten, das aber kein Brot ist. Ein individueller Körper, der um eben individuell zu seyn, nur einmal wirklich existiren kann, soll durch Zaubersegen der Priester Jahrtausende lang, und an tausend Orten zugleich, und an jedem Orte wieder tausendmal als wesentlich derselbe und kein andrer hervor gerufen werden.

Ja, so ist es, — und so gewiß, als ich selber bin und zugleich auch nicht bin!

„Bei Gott ist Alles möglich" — tröstet ihr den Grübelnden. Ja wohl; nur das Unmögliche selber, das sich in Begriff und Wesen Widersprechende ist ihm nicht möglich; sonst müßte die Gottheit auch lügen können, bloß um ihre Allmacht zu beweisen.

Aber, beste Mutter Kirche, — mißverstanden hat man vielleicht die schönen Worte eines erhabenen Mannes, die er im Vorgefühl seines nahen Todes wehmüthig gesprochen, da er unter den Bildern seines zerbrechlichen Körpers, seines zu vergießenden Blutes das letzte

Brot mit seinen Schülern brach, den letzten Wein mit ihnen trank.

„Schweig! Die Kirche mißversteht nichts!“ —

Und wenn ihre Erklärung zum Unsinn, zu einem Canibalismus führt, zu dem sich noch kein Heidenthum verirrt hat? —

„Und wenn! — Schweig! Um so erhabener wird dann auch das Geheimniß, das wir vor allen andern kirchlich feiern. Schweig! und gib deine Vernunft gefangen!“ — Vernunft, — im Namen der Kirche, du bist Arrestantin!

Eine schwere Stunde des Zweifels kehrt noch einmal in der Erinnerung zurück. In das leichtsinnige Studentenleben war ein Strahl der Betrachtung gefallen. Und wie man in einzelnen Augenblicken, gleichsam erleuchtet, weiter schaut, als an hundert andern Tagen: so kam mir damals das Geheimniß des Abendmahls, zu dem wir schulordnungsgemäß vorbereitet in der Kirche standen, plötzlich in meiner langjährigen Glaubensgewohnheit als eine grausenhafte Gotteslästerung vor. Die Orgel

fluthete an mein banges Herz; durch die schmalen Kirchenfenster schimmerte sonnigblau der Frühlingsfestmorgen; unter den Bildern an hoher Wand hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offner Brust ihr Herz genommen hatte, und es flammend zum Himmel empor reichte. — Wahrlich! Mir auch war das Herz entbrannt, und des besten Willens war ich in andächtiger Stimmung mir bewußt: aber vor einer Gotteslästerung schauderte ich zurück. Und schon wurde das Agnus dei qui tollit peccata mundi gehoben; die Mitschüler schlugen mit Kreuzen ihre Brust, und erhoben sich, gesenkten Blickes und mit gefalteten Händen zum Tische zu wandeln. In mir aber rief es: Dich hat die Gnade gewarnt, geh nicht mit denen, die Gott lästern! Dann aber fast zugleich: Eile, Verblendeter, dein Klügeln ist eines bösen Geistes Einflüsterung! — Eine unsägliche Angst befiel mich, die Kniee wankten, die Zunge ward trocken und die Schläfe feucht. Endlich erwachte der Jesuit in mir; denn jeder warme Katholik ist allerwenigstens einmal im

Leben Jesuit, und dieser flüsterte mir zu: Geh nur mit den Andern hin, in erbaulicher Andacht, doch mit dem *geheimen Vorbehalt*, daß du den Gang nicht gethan haben wolltest, wenn nochmalige Belehrung dir die Furcht der Gotteslästerung nicht nehmen sollte. — So ging ich denn aufathmend mit den Andern. — Aber es war die Stunde der Angst gewesen, in welcher die unter Wehen neugeborne Ueberzeugung den ersten Schrei gethan hatte.

O welche thörichte, unnütze Kämpfe und Seelenbeängstigungen sind wohl schon in den dunkeln Folterkammern der Kirchengeheimnisse überstanden worden, für welche das Leben seine Entschädigungsklage anstellen könnte!

Der Selbsucht gemäß, die sich immer als Gegensatz der Liebe zeigt, haben die Hauptgeheimnisse der Kirche, die Sakramente, das Verhältniß der Geheimnisse des Lebens herum gestellt. Die unendliche Liebe, die das Leben in allen Richtungen auf geheimnißvolle Weise anfacht, gibt sich in sinnlichen Merkmalen kund. Im Wasser z. B. offenbart sich die unergründ-

liche Kraft der Auflösung und Verwandlung, der Reinigung und Herstellung. Denn wie es das Irdische zersetzend und wolkenwärts verflüchtigend, das Himmlische abspiegelnd und aufnehmend, dem großen, unaufhörlichen Verkehre zwischen Himmel und Erde dient, ist es das schönste Bild des Wechsels zwischen Uebersinnlichem und Sinnlichem, der Gestaltnehmung des Ewigen und der Bestimmung und Berufung des Irdischen.

Da scheinen nun die sinnlichen Dinge, wie Wasser, Oel, Brot und Wein einen Hochmuth gefaßt zu haben, und in den Kirchengeheimnissen hochfahrend geworden zu seyn, so daß sie, in andern Verbindungen die Träger hochherabsteigender Kräfte, nunmehr selbsüchtig den Menschen zu den höchsten Gnaden führen wollen. Sie nehmen ganz die Gönnermiene jener Männer an, welche die königlichen Geheimerathsbeschlüsse in ledernen Taschen tragen, und das Vertrauen wie die Spenden der Unerfahrnen und Kurzsichtigen gewinnen.

So tauft denn die Kirche mit Wasser, und

legt dieser Handlung die geheimnißvolle, sakramentalische Kraft der Reinigung und Erneuerung des Herzens von der Sünde bei. Diese Erneuerung kann aber nur aus dem Menschen selber kommen, und Christus, dem die Taufe gefiel, ohne daß er sie je selber ausübte, empfahl solche seinen Schülern bloß als Sinnbild jener selbstthätigen Sinnesänderung, die er von seinen Lehranhängern als Bedingung der Seligkeit foderte. Aehnlicher Weise ist das Händeauflegen der sinnbildliche Ausdruck der Uebertragung eines Amtes, und als solcher wurde es in den frühesten Zeiten bei Bestellung von Kirchenältesten gebraucht. Die Priesterweihe soll aber die gnadenvolle Würde selbst und mittelst des heiligen Oels einen unauslöschlichen Character mittheilen. Und so läßt sich bei jedem Sakramente nachweisen, wie sich ein andeutendes Symbol zum gnadespendenden Geheimniß verselbsüchtiget hat. —

Wodurch gibt sich nun aber die Gnade zu erkennen, die uns durch die Heilsmittel der Geheimnisse zugewendet wird? —

Es ist wahr, eine innere heitre Ruhe und Zufriedenheit bleibt nach solchen feierlichen Handlungen zurück. Wer kennt nicht das anmuthige Behagen eines blöden, ängstlichen Jünglings, der in wichtigem Anliegen seines Berufs vor einen hohen, einflußreichen Mann treten mußte, und nun freundlich und mit Hoffnung entlassen ward? Jedwede feierliche Spannung des Gemüths behält nach einer heitern Beruhigung jenen sanften Schwung der Gefühle übrig, der ein lächelndes Behagen und eine muntere Lust am Guten erweckt und begünstiget: warum sollten dieß nicht die Sakramente, die durch äußere Feier und innere Bedeutung das Gemüth des Gläubigen tief genug aufregen müssen?

Aber so wenig übernatürlich ist diese Spannung, daß sie — oft nur ein köperliches Gefühl — vielleicht nicht einmal bis zur nächsten That ausreicht, die einen Entschluß, eine Selbstverläugnung fodert.

Bedeutenderes kann jedoch dem Menschen durch Wirkung der Symbole, durch Sympathie des Glaubens zuwege gebracht werden, indem

diese nämlich die Besinnung, die Absichten, die Kräfte desselben aufrufen und empor halten. — Wir sehen die Kinder, dieses sinnliche, phantasierege Geschlecht, in ihren ernsthaften Spielen den ganzen Schatz von elterlichen Gaben, Pathengeschenken und großmütterlichen Vermächtnissen in ein bedeutsames Gefäß zusammentragen, um sich ihres Reichthums als eines augenblicklichen Fundes lebhafter zu freuen. — So geht es dem Gläubigen mit dem, was er in seiner Vernunft, in seinem Herzen nicht zu begreifen vermag, und darum außer sich in andächtiger Feier als Gnadengeschenk des Augenblicks sucht und hinnimmt. Geheimnisse eignen sich durch ihren dunkel-unterlegten Glanz zu Spiegeln der Vernunft, und der Gläubige, der sich selbst nicht kennt, nimmt sein Bild für eine Erscheinung, seine Gefühle für Eingebungen, seine Vorsätze für den Zuruf eines höhern Wesens an. Aber Heil dem Menschen, der durch den Glauben zur Einsicht, durch Begeisterung zu sittlichen Thaten geführt wird! — Solche Sakramente wären doch wahre Heilsmittel.

Denn was den Menschen zum Bewußtseyn seiner Bestimmung, zu edeln Entschlüssen, zu nachhaltigem Willen bringt, ist immer etwas Gutes; was ihm aber übernatürlichen Beistand, Stellvertretung seiner Selbstthat, Ergänzung seiner Schuld und Mangelhaftigkeit durch fremdes Verdienst verspricht, ist ein schlimmer Betrug. Und wenn die römischen Geheimnisse dem Gläubigen so Vieles geben, weil er es eben in seinem Glauben schon hat und mitbringt: was erhält denn der Nichtgläubige, dem eben soviel Uebernatürliches nöthig wäre? Er geht leer aus, sagt ihr, eben weil er nicht glaubt. — Seht doch eure Weisheit und wohlfeile Freigebigkeit! — Seht doch, was ihr Erstaunliches vermögt! — Wer nichts hat, bekömmt nichts; aber ihr selbst gewinnt in jedem Falle, und hier wieder ein neues Geheimniß, das der — Gnadenwahl.

Das ist eben das Betrügliche religiöser Geheimnisse, daß sie den Menschen um die heitern Freuden und von der einfachen, fröhlichen Thätigkeit des Lebens zu bringen suchen. Un-

aufhörlich lockt es ihn, über das Wunder, das er nicht sieht, sondern nur glauben muß, nachzusinnen, oder doch an dasselbe zu denken. — Was ist ihm das Leben mit seiner Alltäglichkeit? Es befriedigt die kranke Sehnsucht eines Herzens nicht, das sich nur in unergründlichen Geheimnissen wohl und — so werth fühlt. Von einem Sakrament zum andern zu kommen, welch' ein gnadenreicher Wandel! Welche Angst, ja keines unwürdig zu empfangen! Denn wer ist der Gnade und der Wahl des Himmels versichert, da sich dieser durch Sittlichkeit nicht gewinnen läßt? Und doch gibt es kein Glück auf Erden, und keine Seligkeit für das Jenseits, als durch die Gnadengeheimnisse.

Dennoch ist gerade das Leben unser Beruf, unser hiesiges Tagewerk, unsere wahre und wichtigste Aufgabe. Nicht, als ob es dem Menschen nicht gezieme, ihn nicht ehre, über die Sinnenwelt hinaus und an das Ewige zu denken: vielmehr steckt eben der Kern des Ewigen in diesem Gehäuse des Lebens.

Bearbeite munter deine Erde, du Adamite,

und du wirst bei jedem Schritt auf Geheimnisse stoßen, die deiner forschenden Seele würdige Aufgaben anbieten, und deine Sehnsucht ohne Qualen und Aengste anfachen werden. Geheimnisse, die dich mit festen Armen umfassend fragen: Rathe, wer und wie ich bin! Aber daß ich bin, fühlst du doch wohl. Rathe! — Sie werden dich zum Forschen auffordern, und alle Kräfte deines Geistes entwickeln, mit denen dich der Himmel selbst geehrt und geschmückt hat.

Ja, schlage nur tief, du Sinnlichgeistiger, deine Sinne wurzelnd in das Leben; und je tiefer du sie einsenkest, desto höher hinauf in die Palmenkrone deines Geistes werden die Früchte des Himmels reichen und reifen.

Offenbarung.

Der Mensch hat die Göttlichkeit seiner Herkunft und seines Erkenntnißvermögens durch nichts so bündig und allgemein, wenn auch auf unbewußte und nicht ausdrückliche Weise, anerkannt, als durch den Glauben an Offenbarung. Es gibt vielleicht kein Volk von einiger Bildung, zu dem nicht irgend einmal eine Gottheit oder ein Abkömmling von Göttern gekommen wäre, um persönlich die höchsten Mittheilungen zu machen. Dieser Glaube stammt aber bei den meisten Völkern aus einer Zeit her, in welcher nicht, wie heutigen Tags in Europa, die Wissenschaft ihre großen Aristokratien errichtet hatte, und ihre Macht mit jedem Begabten und Begeisterten theilte; sondern wo die Dictatur eines außerordentlichen Geistes ein

kräftig = wüstes, erniedrigt = schmachtendes oder kindlich=zuthunliches Geschlecht aufrief, und ihm Lehren und Gesetze gab. — Bei uns ist die Wissenschaft gleichsam ein Lichtnebel, in welchem unzählige Sterne funkeln, die eigentlich mehr als Lichtsammler, denn als Lichtwecker erscheinen. Zu jener Zeit aber stand der außerordentliche Mann in der Dämmerung seines Volkes, und nur sein Haupt, mit welchem er eine halbe Welt überragte, glänzte im Widerschein einer Sonne, die im Polarwinter seines Geschlechtes noch unter dem Gesichtskreis desselben zog. Und der Himmel, der diesen Erstaunlichen verklärte, hatte ihn auch gesendet. Was er besaß und überbrachte, — ein Ersehntes, von Keinem noch Erschautes, konnte nichts Gemeinsames, nichts Menschenmögliches seyn. Ja, ein Gott, oder ein Sohn der Gottheit war herabgekommen!

So anerkannte der Mensch die Göttlichkeit seines Vermögens, indem er denjenigen als einen Gott oder Göttlichen verehrte, an dem solches Vermögen durch Gunst der Natur und Fü=

gung des Himmels auf ausgezeichnete und wunderbare Weise zum Vorschein gekommen war. — Der Mensch hat, zumal in unausgebildeten Zuständen, einen viel lebhaftern Begriff von seinem Werth als von seiner Würde. Die Gottheit nimmt seine Gestalt an: — darin findet er nichts Befremdend-Unerwartliches, er hält sich nicht für zu gering und unwürdig dazu; aber daß vielleicht in seiner Gestalt etwas Göttliches wohne, — dieß fällt ihm sobald nicht ein.

Dennoch sind für unsere Uebersinnlichkeit die geoffenbarten Wahrheiten, — um den Vergleich zu brauchen, — nicht entlegener, als das entdeckte Amerika für einen Columbus war. Sah denn nicht dieser auch allein unter den Weltweisen und Weltklugen seines Jahrhunderts die neue Welt im Geiste liegen, und hatte den Muth, sie zu finden? Und sobald sie gefunden war, begriff ein Jeder, der sich das Bild der Erde nur einiger Maßen richtig vorstellte, wie nothwendig jene neue Welt gefunden werden mußte. Wirklich entdeckt man

nun auch immer mehr an zurückgebliebenen Spuren, daß dieselbe von Völkern der alten Welt bereits aufgefunden war. So kommen wir auch im Fortgang der Bildung dahin, daß wir die erhabensten Wahrheiten des Christenthums als nothwendig aus unserer Vernunft stammend gar wohl begreifen. Denn wie man von Königskindern erzählt, die — verirrt oder verstoßen — in Dürftigkeit erwuchsen, doch beim Anblick eines Schwertes, einer Krone ihre angeborne Würde fühlten: so geht es uns mit den höchsten Wahrheiten, die wir, sobald sie zum Vorschein kommen, als unser Eigenthum erkennen, und in Anspruch nehmen. Und so finden wir denn auch in ältern Religionen und philosophischen Systemen gar manche Ansichten, Lehren und Gefühle, die man christlich nennen möchte, wenn man gegen die Zeitrechnung fehlen dürfte. Auch in diesem Sinne gelten die Worte Christi: „Ehe denn Abraham war, bin ich gewesen." So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die Feindesliebe als eine eigenthümliche Lehre des Christenthums ge-

rühmt worden. Wirklich sprechen sich auch viele der alten Weltweisen dahin aus, daß man seine Feinde hassen müsse. Ein persischer Dichter aber lehrt schon 300 Jahre vor Christus, daß ein Tugendhafter selbst seinem Mörder nicht nur vergeben, sondern wo möglich, noch wohlthun müsse; wie der Sandelbaum, umstürzend, das Beil wohlriechend mache, das ihn getroffen habe.

In solcher Uebereinstimmung lassen sich vielleicht die Spuren finden, daß die herrlichen Wahrheiten des Christenthums einem frühern glücklichen Geschlechte schon bekannt gewesen, und wieder vergessen oder — verfabelt worden sind. Denn auch in den Fabeln der Alten von glücklichen Inseln im Westen, von einem äußersten Thule dürften wohl die Geister der untergegangnen Geschichte von Amerika's Vorwelt spuken. Dahin scheint denn auch das bedeutsame Wort in dem indischen Gedichte Bhaguat-Gita zu deuten, wo Krischna zu seinem Schüler sagt, daß er vormals Andern schon die hohen Wahrheiten mitgetheilt habe, die er

jetzt ihm eröffne, daß solche aber im Laufe der Zeit mit einem Schleier seyen verhüllt worden. —

Wäre denn auch die Welt des Uebersinnlichen, die vor dem Geiste des Menschen so offen, wie die Sinnenwelt vor seiner Seele liegt, etwa enger und faßlicher, als das Erdenrund, so daß erhabne Wahrheiten nicht viel eher, als herrliche Inseln könnten verloren worden seyn? Und sollten die Wege im Gebiet des Uebersinnlichen schwerer zu vergessen gewesen seyn, als jene durch Sand- oder Wasserwüsten, über denen doch ewige Leitsterne funkeln? Wie unser unsterbliche Geist in seinem Körper eine Provinz der Sinnenwelt bewohnt, die vom ewigflammenden Vulkan des Herzens bedroht ist: so verschüttet wohl oft genug die Sinnlichkeit für ganze Völker und Geschlechter alle vorsündfluthigen Entdeckungen im Geistesgebiet mit den Himmelscharten und Compassen.

Dergestalt ist die wahre Aufklärung gewisser Maßen nur als ein Ausgraben des vom Irdischen verschütteten Uebersinnlichen zu betrachten, — nicht als ein Erfinden, sondern als

ein Entdecken dessen nämlich, was wir, nach Platon, vergessen haben. In dieser Bedeutung ist jede übersinnliche Wahrheit eine Offenbarung.

Dem sey nun aber wie ihm wolle; mögen die erhabnen Wahrheiten, die den Kronschatz unseres Lebens ausmachen, schon früher bekannt gewesen, oder uns durch einen Offenbarenden, den wir noch in der Geschichte auffinden, zuerst mitgetheilt worden seyn: so viel ist einem Unbefangnen leicht begreiflich, daß sie im Bereich unserer Vernunft liegen müssen, wenn sie von uns erreichbar, mithin begreiflich seyn sollen. Wohl können wir uns darin irren und — ehren, daß wir um hoher Wahrheiten willen denjenigen, der uns zuerst in ihren Besitz setzt, für einen Göttlichen ansehen: aber unmöglich würde es uns fallen, auf Aussage eines, der sich Gott nennte, Ideen anzunehmen, die unserer Vernunft unerfaßlich wären, mithin jenem Vermögen unseres Geistes widersprächen, durch welches allein wir den Offenbarenden erst als einen Göttlichen erkennen könnten. Solche,

unserm Wesen fremde Ideen müßten, wenn sie uns mittelst des Mundsperrholzes der Wunder gewaltthätig beigebracht würden, als schlechthin unverdauliche Bissen entweder sogleich wieder ausgeworfen werden, oder wie Gifte vernichtend auf den Geist wirken. Der Leser erinnere sich an den schönen Spruch Göthes:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> die Sonne könnt' es nicht erblicken;
> läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Dennoch ist eine Klasse von s. g. Rechtgläubigen, die den Beruf haben, zu läugnen, daß Wahrheiten, wie die erhabensten des Christenthums, uns wirklich als Vernunfteigenthum erschienen, und Beruf zu behaupten, daß solche wirklich nur geglaubt würden. Geglaubt — meinen sie nicht im vernünftigen Sinn des Wortes, da wir unter Glauben das unmittelbare Innewerden eines Uebersinnlichen verstehen, welches freilich nicht wie das Sinnliche aufgegriffen wird, und auch nicht auf der logischen Leiter des Wissens uns zuklettern kann;

sondern im *kirchlichen* Sinne geglaubt, das heißt, auf bloßes Ansehen eines Andern unbedingt angenommen.

Worauf stützen sie denn aber solche Behauptnng? — Mir scheint, auf ihre eigne Befangenheit, und auf das Ansehen ihres Ehrentitels, da sie sich vom *Glauben* — die *Rechtgläubigen* nennen; vielleicht auch auf die Unmündigkeit der Menge, die freilich erst noch mit dem Uebersinnlichen durch die Nabelschnur des Kirchenglaubens verbunden ist. — Wohl! Welchen Schluß macht ihr Rechtgläubigen alsdann aber vom Blödsinn des großen Haufens auf das göttliche Vermögen eines Mozart, Raphael, Shakespeare, die nicht minder etwas hervorbrachten, was noch kein Andrer, dem Geschlechte nach ihres Gleichen, geschaut und erfaßt hatte; indeß die gemeine Menschennatur oft kaum das Einzelne der wirklich vor ihr liegenden Alltäglichkeit zu überschauen und zu verbinden vermag? — Und im Gebiet speculativer Wissenschaft, welche Blicke in das Unendliche, in das Leben und die Seele des Men-

schen sind nicht von außerordentlichen Geistern gethan, welche Offenbarungen von denselben gemacht worden? Den Theologen freilich Gegenstände der Geringschätzung, weil diese Urkunden über das göttliche Vermögen des Menschen jetzt nicht mehr mit dem dogmatischen Siegel göttlicher Mittheilung bedruckt werden können, und weil die Augen des Theologen von der Kirchenbrille so geschwächt sind, daß sie die Wahrheit nicht mehr in ihrer eigenthümlichen Currentschrift zu erkennen vermögen.

So zielt denn all' das Gesagte dahin, daß die Offenbarungen auf menschlichen Wegen und durch menschliche Mittel zu Stande kämen?

Freilich, achtbarster Leser; doch gebe ich dir alsbald die Göttlichkeit der Offenbarung in dem Sinne zu, daß der menschliche Geist selber die Offenbarung Gottes sey. Und nur in dieser Weise ist denn auch Gott Mensch geworden.

Es ist Zeit, daß solche Ansicht allgemein ausgesprochen und festgehalten werde; denn alle

Mißverständnisse des Lebens gehen aus dem großen Mißverstand unseres Verhältnisses zur Gottheit hervor. Christus dringt überall auf Anerkenntniß unserer Verwandtschaft mit Gott, nennt sich selber den Sohn der Gottheit und den Bruder des Menschen. Nichtswürdige Demuth, in der sich der Mensch durch eine unendliche Kluft von der Gottheit trennt und diese, als wesenhaft in einer einzelnen Menschengestalt erschienen, anbetet und lästert!

Gott ist der Schöpfer und Grund alles Einzelnen und Mannichfaltigen, das uns als Ding oder als Erkenntniß, mithin körperlich und geistig, begegnet. Gott offenbart sich also körperlich in der Natur, geistig in der Erkenntniß oder in der Vernunft. Beide Richtungen der Offenbarung Gottes durchkreuzen sich in dem Menschen, der aus Natur und Geist besteht. — Aus der Mannichfaltigkeit aber, in welcher Geist und Natur, einander beherrschend oder beschränkend, verbunden seyn können, entspringt die unermeßliche Verschiedenheit der einzelnen Menschen selbst. So kann wohl in den Niede-

rungen unseres Geschlechtes, z. B. in dem ganz rohen Wilden, die Natur das Göttliche noch so bemeistern und überlagern, daß es kaum, wie der Tag in einem dicken Nebel, dämmert. Aber es läßt sich leicht auch einsehen, daß in höhern Stellungen der Völker von Zeit zu Zeit Menschen auftreten können, in denen das Göttliche der Erkenntniß über die Natur so überwiegend und mächtig ist, daß dieselben zu einer für die übrige Menschheit erstaunlichen Höhe sittlicher Bildung- und religiöser Einsicht gelangen müssen. In solchen Menschen spricht und offenbart sich dann die Gottheit im Besondern dem dumpfen Geschlechte, das die allgemeine Offenbarung der Natur und Vernunft zu verstehen verlernt hat.

Und wie gern läßt sich dann der tröstliche Glaube festhalten, daß die Gottheit solche Männer zur rechten Zeit erwecke, und als Boten, als Abgeordnete an die Menschheit bald in der Eigenschaft bloßer Nuntien, bald als Legaten a latere ausrüste! Welche Weltveränderungen sind nicht auf Jahrtausende durch die Lehre ein-

zelner Geister herbei geführt worden? Solche Männer können mithin nur in den Absichten der Gottheit gewirkt haben, wenn wir überhaupt unser Geschlecht an der Hand der Vorsehung wandelnd erblicken wollen.

Von diesem Standpunkt aus müssen wir aber alle Religionen als Offenbarungen der Gottheit ansehen. Wie unter den verschiedensten Himmelsstrichen von der langen Polarnacht durch die Tag- und Nachtgleiche bis zu dem längsten Sommertag die Sonne verschieden scheint, — schimmert oder strahlt, und wie hierdurch die Gestalten der Wolken und die Kräfte der Gewächse bestimmt werden: so bricht durch die Atmosphäre unseres Geistes, durch die Sinnlichkeit, das Göttliche im mannichfaltigsten Lichtwechsel durch, bildet die Gewölke des Glaubens und die Werke des Herzens. — Sind nicht die Sprachen der Menschen in Thälern und Höhen, in öden und fruchtbaren Erdstrichen, in rohen oder gebildeten Verfassungen abwechselnd arm oder reich, rauh oder sanft, starr oder biegsam, wild oder geregelt? So wech-

feln die Sprachen der Anbetung in denen die Völker die Offenbarungen der Gottheit beantworten. Welche Verschiedenheit der Sprachformen in den Glaubenssätzen, in dem Ceremonienstyl und in den Werken der Andacht! Regelmäßige und unregelmäßige Zeitwörter, wunderliche und wunderbare Perioden und Wendungen, einfach-tiefe und überladen-unbedeutende Ausdrucksweise! Ja in einer und derselben Sprache die Mundarten der Stämme, die Sprechweise des Pöbels und der Gebildeten.

O ihr verschiedentlich gefärbten und geformten Geschlechter der Sterblichen, die ihr — über die Erde zerstreut, jammert oder jauchzet, eurer Urväter Sprache hat der Himmel verwirrt, als sie noch einig in Hochmuth und Frevel war. Seitdem mißversteht ihr einander, und die wunderliche Verschiedenheit der Zungen hat euch entfremdet; ihr habt den Brudergruß verlernt, — verflucht und verfolgt euch. Einer nur versteht euch alle; und wohin ihr mit eintönendem Hochmuth nicht gelangen könnt, dahin dürft ihr eure vieltönende Andacht richten. All' eure

Zungen versteht der Eine, der vormals die eine Zunge gespalten hat. Hasse den Wilden nicht, du unverträglicher Römer, wenn er nicht wie du vor dem gehobnen Kelche, sondern vor der aufgehenden Sonne niederstürzt, und sein Angesicht im Sande verbirgt; hasse den Armen nicht, der betenden Auges vom geopferten Feind am Altare genießt. Und du, armer Wilder, schaudre nicht, wenn der Andre seinen Gott selber im ungesäuerten Brote zu Munde führen will. Gott ist allen Wilden gnädig!

Welchen schönen Glauben finden wir in dieser Hinsicht bei alten, unchristlichen Völkern! Wahrlich die Rechtgläubigen dürfen sich schämen. So sagt im indischen Gedichte Bhaguat-Gita der Gott Krischna die schönen Worte:

> Welches Bild auch der Flehende in seinem Glauben anbeten mag, — ich allein gebe ihm die feste Zuversicht und den Glauben, mit welchem er jenes Bildes Gnaden zu erlangen strebt, und er wird nach meinem Rathschluß seines Wunsches Erhörung finden. Alle die mit festem Glauben auch andre Gottheiten

anbeten, beten doch mich allein, wenn auch unwillkürlich, an; denn jedwede Anbetung gilt nur mir. —

Ja die Indier glauben, daß sogar ein Feind Gottes, der die Gottheit in ihrer Verkörperung bekämpfe, im Augenblick, wo der Gott ihn strafend treffe, eben dadurch gerettet werde, daß der Gott ihn berühre. — Und wie herrlich sind die Worte des persischen Dichters Dschami, indem er zu Gott beten läßt:

Du, dessen Liebe unterthan ist jeder
Götz, Götzenbildner, Götzenbildanbeter!
Fiel auf die Götzen nicht von dir ein Schein,
Wer beugte wohl sein Haupt vor Holz und Stein?
Den Bildner reizest du mit Liebesspitzen,
Und bringst ihn so dazu ein Bild zu schnitzen.
Anbetend sinkt zu Boden der vor ihnen,
Der, Götzen dienend, glaubet Gott zu dienen. *)

Darum soll es aber doch keineswegs für gleichgeltend und gleichgiltig angesehen werden, zu welcher Religion sich Einer bekennen möge, und ob er den Unsichtbaren durch Thieropfer oder heilige Handlungen zu verehren glaube. Denn

*) Nach Rückert's Uebersetzung dieser Stelle.

jene Ansichten gelten eigentlich nur in Bezug auf die Gottheit, nicht in Ansehung des Menschen, seiner Bestimmung und seiner Würde.

Die Naturforscher finden in den Gestalten und Entwicklungen des Thierreichs das Streben der Natur, den Menschen hervor zu bringen. Als die Natur endlich ihre Absicht erreicht hatte, hielt sie ihre Versuche fest, und ließ sie als selbständige Wesen fortbestehen. — Gleicherweise oder wenigstens gleichnißweise kann man die Offenbarungen der verschiednen Religionen als die Versuche zur Hervorbringung des Christenthums ansehen. Die echte Lehre Christi erscheint uns als die reinste menschliche Vernunft in der Beleuchtung des Himmels. Damit stimmen die Worte des Kirchenvaters Justinus überein: „Alle Menschen, die gelebt haben und leben nach der Vernunft, sind wahre Christen, und gegen alle Furcht geschützt.“ — Und wie dort in der Natur zeigte sich auch im Christenthum gar bald nach seiner Erscheinung jenes Bemühen einer in Ceremonien und Dogmen wachsenden Kirche, die Uebergangsstufen

zum Christenthum, — das Heidenthum und Judenthum festzuhalten, und mit dem Christenthum zu verbinden; wodurch der entgegengesetzte Kampf hervor gerufen wurde, das Christenthum rein zu erhalten, um in dem dunkeln Schacht unseres Lebens den Silberblick der Ewigkeit zur Freude und zum Trost zu bewahren.

Abgesehen aber von diesen Ansichten, und um die Verbreitung geoffenbarter Wahrheiten zu betrachten, werden wir es leicht begreiflich finden, daß auf der Bildungsstufe noch vorherrschender Sinnlichkeit nur ausgezeichnete Geister fähig sind, die religiösen Wahrheiten aus ihrer ursprünglichen Quelle, der Vernunft, unmittelbar zu schöpfen. Selbst auf höhern Stufen der Entwicklung gelangt der große Haufen noch nicht dahin. Und so müssen, dieser schweren Erfaßlichkeit wegen, die höchsten religiösen Ideen dem Volk als Offenbarung eines höhern Wesens erscheinen, und der Glaube tritt als Vermittler zwischen das Bedürfniß und das Unvermögen.

Ursprünglich ist der Glaube, selbst des Rohesten, nichts anders, als das dunkelste Bewußtseyn des Uebersinnlichen, das Gefühl, gleichsam die Wünschelruthe (virgula divinatoria) für den versunknen Schatz des Ewigen. Der Glaubensstarke ist in Bezug auf das Ueberirdische ein Metallfühler, während der Vernunftstarke ein Metallerkenner oder Kenner ist. Dieser Glaube gründet sich darum auch anfänglich nicht sowohl auf das Ansehen dessen, der die religiösen Wahrheiten mittheilt, als auf den Werth der Mittheilung selbst, den der unbefangne Mensch mit einer Art von Instinkt erkennt, und um dessentwillen er erst den Mittheilenden für eine höhere Person ansieht. Wie hätte sonst die Lehre Christi von der Entbehrlichkeit alles äußern Kirchenwesens und von der Selbständigkeit des Geistes bei einem sinnlichen Volk, das unter dem Ansehen und Einfluß der Pharisäer und Saducäer stand, so schnell die eifrigsten Anhänger finden können? Später wird dann von den Nachfolgern und Stellvertretern jenes göttlichen Stifters, von der Priesterschaft,

das Ansehen des Meisters dogmatisch begründet, und der freiwillige Tribut eines erstaunten Jahrhunderts als ordentliche Glaubenssteuer von allen nachdenkenden Jahrtausenden eingefodert. — Jene Wünschelruthe des Glaubens bleibt nun nicht mehr in der Hand des Metallfühlenden, sondern die Priester übernehmen deren Führung; sie werden Ruthengänger und Glaubensgängler. Die Ruthe, nunmehr eine Aronsruthe, die früher eine Mosesruthe war, wird nicht mehr vom verborgnen Schatz, sondern von verborgner Hand in Bewegung gesetzt; nicht mehr die Ruthe, sondern die Hand — schlägt, und trifft nun oft weniger den Schatz, als den Gläubigen. Der Schatz des Ewigen ist durch Priesterbesprechung zum Gespenst geworden, das ihn hüthet. Nun ist der Glaube selbst kein Vernunft-Instinkt mehr, sondern ein Lebensbedürfniß und eine Gewohnheit. Bedürfnisse und Gewohnheiten aber vermehren, ändern und wechseln die Waarenartikel und — Glaubensartikel. Die Fabrik derselben wird eine Kirche, der Handel mit denselben ein Monopol, beide vereinigt —

eine allein seligmachende Kirche. Nun muß es auch Schleichhändler geben, welche gern die ursprünglichen, einfachen und beliebten, aber verbotnen Artikel, und zwar ohne die kirchliche Abgabe, einbringen. Solche Schleichhändler werden als Ketzer verbrannt. Und so ist denn zuletzt die Wünschelruthe des Glaubens als ein Jochholz über den Nacken derjenigen gelegt, die an dieselbe Kirchenkrippe gebunden sind, — die Krippenbeißer mit eingeschlossen.

Doch dem ursprünglichen Glauben an das Uebersinnliche wird durch solchen Mißbrauch der Werth nicht benommen, und die Begeisterung, die den ersten Ueberlieferer des Göttlichen für göttlich ehrt, bleibt ewig eine heilige. Ja, es scheint eine Bestimmung der Vorsehung, und ist ein Glück für die Menschheit, daß die Unmündigen ihre Bruderverwandtschaft mit den vorberechtigten göttlichen Männern, die ihnen als Erlöser aus der Wüste nach dem gelobten Lande voraus schreiten, noch nicht ahnen: würden sie nicht, voll mißgünstigen Eigenwillens, den Brudervorzug verschmähen, und das in ih-

rem Eigendünkel bekritteln, was frisch und freudig angenommen werden muß? — So würde der Segen der Welt im Bruderhaß verderben, der ja, — vielleicht als Schreckenswarnung — schon in der frühesten Zeit unseres Geschlechtes zuerst — bei Opfern ausgebrochen und blutig geworden ist.

O lieber wallfahrtet doch, ihr brüderlichen Geschlechter, Jahrtausende lang gläubig und andächtig nach dem einen Lebensquell, den unter günstigen Zusammenflüssen ein Erleuchteter, als Bote der Gottheit, ursprünglich rein und heilsam aufgeschlossen hat, als daß ein Jeder zu früh sich für einen Ebenbürtigen erkenne, und aus eignem Herzen, in welchem noch das Göttliche mit dem Sinnlichen versumpft ist, neidisch und selbsüchtig schöpfe! Trinkt euch gesund und hell an jenem Felsborn! Seyd ihr nicht von dem, der ihn euch geöffnet hat, angewiesen, die wilden Wasser eurer Brust abzugraben? Trinket nur dort, und grabt hier: bald wird der Quell des Lebens in eurer eignen Brust sprudeln. Dann wird Einer und der

Andre nach und nach, was in seinem ruhigen Innern quillt, für dasselbe erkennen, was er selbst so lange Zeit, — was seine Voreltern immer, — seine Mitlebenden noch fortwährend aus dem göttlichen, unversiegbaren Born der Lehre geschöpft haben und schöpfen. O dann mögt ihr vergnügt und freudig seyn in eurem Herzen; nur den Kindern, die gläubig und andächtig die heiligen Christgaben annehmen, flüstert nicht zu, welche Verwandte eigentlich hinter den Engelsgewändern verborgen sey! Laßt die Knaben erwachsen, und sie werden die verstellte Stimme der christbescherenden Muhme schon selbst erkennen, ihr die züchtigende Ruthe lachend aus der Hand nehmen, und sie dankbar küssen. Die Mädchen aber laßt in Gottes Namen ewig glauben: denn im kühlen Bergbächlein des Glaubens lebt am fröhlichsten die Forelle der Liebe.

Solchergestalt sind die Religionslehrer und Gesetzgeber der Völker aufgetreten, — in näherer Verbindung mit der Gottheit, als Boten, als Söhne derselben. Bei den wenigsten dieser

Abgeordneten mag es eine kluge Absicht gewesen seyn, jene Gestalt zu wählen, in der sie gewiß allein ihrem Volk und mittelbar auch der Menschheit Heil und Segen zubringen konnten. Gewiß haben gerade die Ausgezeichnetsten unter jenen Männern in der religiösen Begeisterung, mit der sie auftraten, sich wirklich selbst für Abgeordnete der Gottheit gehalten. Denn vermöge ihrer religiösen Stimmung konnten sie ja die Vorsehung in der Weltgeschichte und ihren eignen Beruf nicht verkennen. Und je erfüllter sie von solcher heiligen Einsicht waren, desto mehr mußten sie statt jenes Volksthümlichen, das einzelnen Religionsstiftern gelang, ein Weltgemäßes hervor bringen. Denn nach dem Blick, den der Mensch in das Uebersinnliche zu thun vermag, schneidet er die Gewänder zu, mit denen er das Leben bekleidet.

Und wenn jener Herrliche, der durch die tiefen, abgeschiednen Thäler voll Pflanzen, — über die stillen, ernsten Pfade um Nazareth wandelte, und unter dem überhangenden Gestein sinnend saß, nur in einer einzigen Stunde

die Umwandlung der Welt in ihrer Weite und Tiefe, in Sinn und Sitte ahnete, die seine Lehre hervor bringen sollte: durfte er sich nicht in Wahrheit den Erstgebornen Gottes nennen? Welchem seiner Brüder, wie er selbst wieder die Menschen nannte, ist vor und nach ihm eine solche ursprüngliche Erkenntniß, ein solches Majorat des Göttlichen zu Theil geworden, wie ihm? Und wer hat reiner, als er, seine Brüder die Hofsprache des Himmels gelehrt, um als ein wahrer Erlöser sie beim König der Könige einzuführen?

In Nazareth am Galiläermeere,
wer gab dem Jünglinge den hohen Geist,
der, wie entkommen schon der Erde Schwere,
sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt?
Herder.

Weit vom Thron und Angesicht des Vaters, wenn auch nicht außer dem Bereich seiner Allmacht, ist die menschliche Seele, eine nachgeborne Tochter, an den nicht ebenbürtigen, mediatisirten Fürsten des Irdischen vermählt worden. Ihrem Gemahl überlegen und vorbetitelt, dennoch in seinem Eherecht befangen, und

oft seinen unfürstlichen Wallungen hingegeben, hatte sie nach und nach ihrer Abkunft, ihres Adels, ihrer Heimath vergessen; bis der göttliche Bruder ihre Mitgift, die Morgengabe des Himmels nachbrachte, und unter dieser den Schattenriß des Vaters, die Abschrift ihres Stammbaums, die Gewänder ihrer Würde, das Nadelgeld der Liebe, das Diadem der Freiheit und die Zusicherung einer seligen Heimkehr in die Wohnungen des Vaters.

Inhalt.

Seite

Berichtigung. S. 33 Z. 3 v. U. statt und lies daß.

